

Im Buchhandel und bei der Post beträgt der Preis für die Monatsschriften (jährl. 10 Hefte) M. 12,—, für die Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistesleben (jährl. 5 Hefte) M. 10,—, für die Monatshefte der C. G. für Volkserziehung (jährl. 5 Hefte) M. 4,—.
Einzelne Hefte der MH f. K. u. G. kosten M. 2,50, einzelne Hefte der MH f. V. M. 1,50.

Inhalt

Literatur-Berichte
(Beiblatt)

Anmeldungen zur C. G. sind zu richten an die Geschäftsstelle Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 55; dorthin sind auch die Rezensionsexemplare und Manuskripte einzusenden. — Die Bedingungen der Mitgliedschaft siehe auf der 4. Umschlagseite.

MONATSHEFTE
DER COMENIUS-GESELLSCHAFT FÜR KULTUR U. GEISTESLEBEN

SCHRIFTLEITUNG: FERD·JAK·SCHMIDT
HOHENZOLLERNDAMM 55 BERLIN-GRUNEWALD
VERLAG EUGEN DIEDERICHS IN JENA

N. F. Band 8 | **März 1916** | **Heft 2**

Die Monatshefte der C.G., für Kultur und Geistesleben erscheinen Mitte Januar, März, Mai, September und November. Die Mitglieder erhalten die Hefte gegen ihre Jahresbeiträge. Bezugspreis im Buchhandel und bei der Post M. 10. – Einzelne Hefte M. 2.50. – Nachdruck ohne Erlaubnis untersagt.

Bekanntmachung!

Die verehrten Mitglieder und Freunde der C. G. werden hierdurch ergebenst zu der

am Freitag, den 5. Mai, abends pünktlich um 7 Uhr

im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht zu Berlin, Potsdamer Straße 120, stattfindenden

Hauptversammlung der C. G.

eingeladen.

Tagesordnung:

1. Bericht über den Stand der Gesellschaftsangelegenheiten,
2. Ergänzung bzw. Neuwahl des Gesamtvorstandes,
3. Anträge und Vorschläge,
4. Verschiedenes.

Daran anschließend der Vortrag des Unterzeichneten über das Thema:

„Die weltgeschichtliche Mission der deutschen Humanitätsbewegung."

Vorher findet um 6 Uhr pünktlich ebendaselbst eine Sitzung des Gesamtvorstandes statt.

Ferd. Jak. Schmidt
Vorsitzender

DEUTSCHTUM ODER MENSCHENTUM ALS GRUNDLAGE DER BILDUNG?

von Dr. Gottfried Fittbogen

1.

Schon vor dem großen Kriege war es deutlich zu spüren, daß unter uns eine Bewegung im Gange war, die mit besonderem Akzent vom deutschen Volkstum sprach und das Deutschtum zur Grundlage der Bildung gemacht wissen wollte. Naturgemäß schickten diese Kreise sich an, die Bildung der kommenden Generationen nach ihrem Ideal zu gestalten und dazu sich der höheren Schulen zu bemächtigen. Es konnte nicht ausbleiben, daß sie auf Widerstand stießen, und so war ein neuer Schulkrieg im Begriff sich zu entwickeln, als der Weltkrieg ausbrach und vorläufig zur Wahrung des Schulfriedens zwang.

Vorläufig — denn es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Bestrebungen nach dem Kriege mit erneuter Kraft einsetzen. Als eins seiner wertvollsten Ergebnisse begrüßen wir ja eine Stärkung des Nationalbewußtseins und als dessen Folge die Abwendung von der heutigen Ausländerei und die Besinnung auf das eigene, auf das deutsche Wesen. Deutsch, ausschließlich deutsch, ohne irgend welches Schielen auf das, was die andern Völker dazu sagen, soll unser Geistesleben, deutsch unsere Kunst, deutsch wir selbst sein. Da sollten unsere höheren Schulen, die uns den Nachwuchs der Gebildeten heranziehen, etwas anderes sein als deutsch? Unmöglich! Man sieht, die stärkere Betonung des Deutschtums liegt in der Zeit, man sieht, die Schulkämpfe, die sich etwa daraus ergeben, sind keine bloßen Schulkämpfe, sondern sie sind Bildungskämpfe — Bildungskämpfe, deren Ausgang die künftige Entwicklung des deutschen Geisteslebens auf lange Zeit bestimmend beeinflussen wird. Bildungsfragen werden nämlich in der Regel an einer konkreten Einzelfrage durchgefochten.

Darum ist es nötig, dieser Angelegenheit die eingehendste Aufmerksamkeit zu schenken und schon beizeiten sich klar zu machen, um welche Prinzipien eigentlich dabei gerungen wird. Denn gelingt es einem nicht, die prinzipielle Bedeutung derartiger Auseinandersetzungen zu erfassen, so steht man den Einzelheiten unsicher gegenüber, läßt sich durch das pädagogische Detail verwirren und gerät in Gefahr, die ganze Sache für eine — im übrigen gleichgültige — Streitfrage der Schulbeamten zu halten. In diesem Falle haben die Vorwärtsdrängenden bereits ein weithin sichtbares Panier aufgepflanzt, im Zeichen des Deutschtums sammeln sie sich. Aber wogegen kämpfen sie? Gegen Undeutsches natürlich. Aber was meinen sie damit?

Die andern nämlich geben nicht zu, undeutsch zu sein. Sie scharen sich um das Banner der Humanität.

Also: Hie deutsch-nationale, hie Humanitätsbildung!

Aber tatsächlich galt die Humanitätsbildung bisher auch für deutsch, und ihre Anhänger halten sie noch dafür. In Wirklichkeit steht also nicht deutsch gegen undeutsch, sondern deutsch gegen deutsche Bildung. Die Frage spitzt sich dahin zu, wer hier die bessere Vorstellung vom deutschen Wesen hat. Der Streit um die Schule wird also zu einem Streit um das Deutschtum selber. Daher seine außerordentliche Bedeutung.

2.

Wenn wir jetzt zunächst daran gehen, uns klar zu machen, wie die Reformer die höhere Schule im Zeichen des Deutschtums umgestalten wollen und was sie unter deutscher Bildung verstehen, so brauchen wir uns nicht in Abstraktionen zu bewegen; wir können uns vielmehr an bereits vorliegende Äußerungen halten. Die wichtigste ist der Vortrag, den Bojunga auf der ersten Tagung des Germanistenverbandes gehalten hat[1]. Seine Gedanken sind nicht bloß mit beredter Begeisterung entwickelt, sie haben auch mancherlei Zustimmung gefunden. Sie können zwar nicht als Programm des Germanistenverbandes, wohl aber als das einer Gruppe innerhalb des Verbandes gelten. Dabei ist allerdings zu beachten, daß bei solchen Vorträgen die Zustimmenden mehr die Gesamtbemerkung des Redners unterstützen, als sich auf alle Einzelheiten seiner Darlegungen festlegen wollen. Würde ein besserer Weg zu dem angestrebten Ziel gefunden, so würden sie keine Bedenken tragen, ihn einzuschlagen.

Auch Bojunga ist durchdrungen von der Wichtigkeit der Frage, die er erörtert: „es handelt sich hier um die Zukunft, um Sein und Nichtsein unseres Volkstums". Er will den Unterricht in den höheren Schulen so gestaltet sehen, daß „in ihm unser Deutschtum zur Grundlage, zur lebendigen alles durchdringenden, segentragenden Kraft wird". Seine Hauptaufgabe ist nun, dazulegen, auf welchem Wege das Ziel erreicht werden kann, d. h. in welcher Weise die höheren Schulen — unter dem Gesichtspunkt des Deutschtums — neugestaltet werden müssen.

Das letzte Ziel des Unterrichts soll nach Bojunga sein: Das Denken, Fühlen und Wollen des Zöglings für das Deutschtum zu gewinnen, so daß er nicht bloß „die wichtigsten Seiten" des deutschen Volkstums verstandsmäßig kennen lernt, sondern auch ein „Stilgefühl für

[1] Bojunga, die Gestaltung des deutschen Unterrichts (9. Ergänzungsheft der Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 1913, S. 18—39).

deutsche Art" gewinnt und den Willen bekennet „zu tatfreudiger Mitarbeit an der Läuterung, Vertiefung und Entfaltung des Volkstums".

Dazu muß den Schulen vor allen Dingen das deutsche Volkstum in seinem mannigfach verzweigten Sein gezeigt werden: Deutschkunde im großen Stil ist zu treiben — Deutschkunde, die außer dem deutschen Unterricht auch Geschichte, Glaubenslehre, Landeskunde mitumfaßt. Der Rahmen des bisherigen deutschen Unterrichts wird also gesprengt und die verschiedensten Fächer werden in den Dienst der Deutschkunde gestellt. In vier Gruppen zu je dreien läßt Bojunga die verschiedenen Gebiete der Deutschkunde, die er dem Schüler nahe bringen will, aufmarschieren; nur wenige bedürfen einer kurzen Erläuterung.

Erste Gruppe: Sprache, Schrifttum (= Literatur), Kunst.

Zweite Gruppe: Sitte, Weltanschauung, Recht. Dabei bedeutet Sitte „das was Sitte war" (z. B. zur Erläuterung von Wolframs Parzival). Die Weltanschauung sei im Geschichtsunterricht zu behandeln; bisher sei in der Behandlung der deutschen Geschichte die Entwicklung der deutschen Weltanschauung vernachlässigt, „die doch unerläßlich wäre, damit der deutsche Idealismus unserer Weimarer Zeit überhaupt verständlich wird".

Dritte Gruppe: Stammesart, Volksart, Staat.

Vierte Gruppe: Landschaft (= Geographie), Wirtschaft, Wohnung. — Wirtschaft bedeutet dabei die Verteilung und Entwicklung der deutschen Wirtschaftsformen. Auch die Entwicklung des deutschen Wohnungswesens sei zu beachten. Es sei ein großer Schade, daß Etzels Burg, die süddeutsche Hofanlage, das niederdeutsche und friesische Bauernhaus den Kindern bisher unbekannt geblieben seien. „Und doch ist eine gesamte Lösung unserer ganzen Wohnungsfrage schlechterdings unmöglich, wenn nicht in unseren gebildeten Kreisen eine ausreichende Kenntnis der Bedingungen und Notwendigkeiten lebt, aus denen heraus diese brennende Frage gelöst werden kann."

Neben dieser ausgedehnten Kunde vom Deutschtum in sich muß der Nachweis seiner Beziehungen zu andern Völkern und Kulturen treten. Griechenland, Rom, das Christentum, Frankreich, Italien, England haben, jedes in seiner Weise, zum Aufbau der deutschen Kultur beigesteuert. Daher ist den Schülern zu zeigen, „wie eng unsere Volksbildung, unser Volksleben mit unseren Nachbarvölkern, mit den großen Völkern vor uns verbunden ist".

Damit die Deutschkunde in derartig ausgedehntem Maß auf der Schule betrieben werden kann, ist eine fundamentale Umgestaltung des Unterrichts in doppelter Weise nötig. Erstens: Die einzelnen Fächer müssen beständig Rücksicht auf die Deutschkunde nehmen; sie tragen ihr Zentrum nicht in sich, sondern die Deutschkunde gibt es für sie alle ab (z. B. auch für Geographie und fremde Sprachen).

Zweitens: Der deutsche Unterricht bedarf einer erheblich vermehrten Stundenzahl.

Demgemäß hat sich auch die Ausbildung der Oberlehrer mehr als bisher im Zeichen des Deutschtums zu vollziehen: nur fachmäßig ausgebildete Lehrkräfte dürfen deutschen Unterricht erteilen; auch während der Amtsführung ist für weitere Ausbildung in dieser Richtung zu sorgen.

3.

Faßt man nun die Einzelheiten dieses Programms näher ins Auge, so fällt daran folgendes auf:

1. Wenn die Deutschkunde nicht bloß im deutschen Unterricht, sondern auch in vielen andern Fächern ihre Stätte hat — ist es dann nicht eine überflüssige Forderung, daß nun auch noch die Stunden für den deutschen Unterricht im engeren Sinne vermehrt werden sollen? Wird hier nicht gar zu sehr nach dem Rezept: Die Masse muß es bringen, verfahren?

2. Welchen Unterrichtsfächern die für den deutschen Unterricht zu erobernden Stunden entzogen werden sollen, wird nicht gesagt; das würde vermutlich auch bei den drei Typen der Vollanstalten — dem Gymnasium, dem Realgymnasium, der Oberrealschule — verschieden sein. Es spricht aber alles dafür, daß auf dem humanistischen Gymnasium der Ansturm sich gegen den griechischen und lateinischen Unterricht wenden würde. Denn, pflegt das Argument zu lauten, das Gymnasium solle nicht junge Griechen und Römer, es solle junge Deutsche erziehen.

3. Die Behandlung der „deutschen Weltanschauung", insbesondere des deutschen Idealismus, wird zwar verlangt, aber wesentlich dem Geschichtslehrer zugewiesen. Was bleibt dann für den Deutschlehrer übrig?

4. Eine außerordentliche Fülle germanistischen Wissens soll dem Schüler übermittelt werden. Dabei wird zunächst der Wert des bloßen historischen Wissens überschätzt. Und sodann: wie es eine Zeit gab, in der das humanistische Gymnasium in Gefahr war, sein Ziel in der Erziehung klassischer Philologen zu sehen, so würde die neue Deutschtumsschule in die entsprechende Einseitigkeit verfallen, nur auf die Heranbildung deutscher Philologen zugeschnitten zu sein und damit ihr Ziel ebenso verfallen. Nicht junge Germanisten, sondern junge Deutsche soll die höhere Schule heranbilden.

5. Das Programm hält sich nicht frei von dem Militarismus, der die höhere Schule als Mädchen für alles betrachtet. Selbst die „Lösung unserer ganzen Wohnungsfrage" soll sie nunmehr in die Hand nehmen!

6. Zuletzt und am wichtigsten. Fragen wir nach dem Grunde, der die Aufbietung der deutschkundlichen Stoffülle gebietet, so lautet die

Antwort: Das alles müssen die Schüler kennen lernen, weil es deutsch ist.

4.

Mit diesem Satz aber ergibt sich die prinzipielle Unzulänglichkeit des ganzen Programms. Denn nie und nimmer kann in Deutschland etwas bloß deswegen Gegenstand des Unterrichts an höheren Schulen sein, weil es deutsch ist. Nur das Deutsche ist dessen würdig, das einen höheren Anspruch aufzuweisen hat, das noch etwas mehr ist als deutsch: es muß menschheitlichen Wert haben.

Das Deutschtum als solches ist also ungeeignet dazu, die Basis des gesamten deutschen höheren Schulwesens und der deutschen Bildung zu werden; an diese Stelle muß der Begriff des Menschentums treten. Das bedeutet keinen Rückfall in längst überwundene kosmopolitische Tendenzen; denn im Jahre 1915 weiß jeder Deutsche, daß es nirgends auf Erden einen Menschen an sich gibt, daß vielmehr der Mensch nur dann wirklich Mensch ist, wenn er eine bestimmte Stellung innerhalb seines Volkes einnimmt. Zum vollen Menschentum gehört auch der Besitz einer ausgeprägten Nationalität. Deutschtum und Menschentum sind also keine Gegensätze; es gilt nur, sie in das richtige Verhältnis zu setzen. Und das ist das der Subordination. Das Menschentum ist der übergeordnete Begriff, und das Deutschtum ist nur so weit von Wert, als es das Menschentum in sich zur Darstellung bringt. Damit erneuern wir nur die Lehre dessen, der zuerst in Deutschland mit Wucht und Energie für Volkstum und Deutschtum eintrat, die Lehre Jahns: Der Wert der einzelnen Völker richtet sich lediglich darnach, in welchem Maße sie in den Schranken ihrer Nationalität das Menschentum realisieren.

Diese Auffassung entspricht auch dem Charakter des Deutschen. Denn heißt's — nach einem bekannten Wort — Deutschsein eine Sache nur ihrer selbst willen zu tun, so ist es auch deutsch, eine Sache nur um ihrer selbst willen und nicht um ihrer Herkunft willen zu schätzen. Friedrich der Große hatte — mindestens in seinen jüngeren Jahren — nicht so Unrecht, wenn er die französische Bildung höher schätzte als die deutsche; denn damals steckte die deutsche Kultur noch in den Kinderschuhen. Wir sind ja jetzt — ohne unser persönliches Verdienst — in der glücklichen Lage, eine deutsche Kultur zu haben, der keins unserer Nachbarvölker überlegen sein dürfte. Sollte aber je der Fall eintreten, daß ein anderes Volk uns auf diesem Gebiet überflügelt, so wäre die selbstverständliche Folge, daß wir das Wertvollste seines geistigen Lebens uns anzueignen streben müßten, natürlich nicht in Sklaverei, sondern zu eigener Umgestaltung und Weiterbildung.

In diesem Sinne also hat die höhere Schule Menschen zu bilden, und zwar als deutsche Schule: Deutsche Menschen.

5.

Das Prinzip des Menschentums als Grundlage für deutsche Bildung besteht nun in der Klarheit über die Auswahl dessen, was aus der schier unübersehbaren Fülle des Stoffes zum Gegenstand des Unterrichts an höheren Schulen gemacht werden soll. Nur dasjenige Deutsch ist zum Gegenstand des Unterrichts zu machen, das menschheitlichen Wert (oder geschichtlich gesprochen: Bedeutung für die Entwicklung des Menschengeschlechts) hat und entsprechend all das Nichtdeutsch kann in den Unterricht aufgenommen werden, das menschheitlichen Wert hat.

Das im einzelnen festzustellen, ist Aufgabe der Fachmänner. Die Sache liegt nun so, daß es faktisch unmöglich ist, alles, was in diesem Sinne wertvoll ist, in der Schule zu behandeln. Dafür ist eine sorgfältige Auswahl des Wertvollsten — zugleich unter Rücksichtnahme auf die Entwicklungsstufe — zu treffen. Es hat sich dabei herausgestellt, daß es möglich ist, aus der Masse der historisch vorliegenden Bildungselemente verschiedene Auswahlen zu treffen, von denen jede behauptet, der andern für Menschenbildung gleichwertig zu sein. Dies die innere Legitimation für das Entstehen und Bestehen der drei verschiedenen Schularten, des Gymnasiums, Realgymnasiums und der Oberrealschule.

Tatsächlich ist aber die Organisation bei den jüngeren Schularten nicht bloß im Zeichen der Menschenbildung, sondern auch im Zeichen des unmittelbaren praktischen Nutzens geschehen. Mit Französisch und Englisch läßt sich mehr Geld verdienen als mit Homer und Plato. Das tritt besonders an der Oberrealschule zutage. Sie hat bisher noch längst nicht versucht, die geistigen Schätze, die es in der französischen und englischen Literatur gibt, in dem Maße für die Jugenderziehung auszubeuten, wie das an sich möglich wäre. Dies in Verbindung mit dem starken Betonen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer droht sie zur bloßen Fachschule zu erniedrigen. Man wird nicht leugnen können, daß der Militarismus, der vor dem großen Kriege Einfluß auf Volksleben und Schule hatte, diese Entwicklung begünstigte und für einen Fortschritt hielt. Vielleicht bringt der Krieg auch hier Selbstbesinnung hervor, nämlich die Erkenntnis, daß der Militarismus, auch wenn er in Deutschland auftritt, mehr englisch und amerikanisch als deutsch ist.

Auch ein Anhänger der neuen Deutschtumsschule, dessen Wort besondere Beachtung verdient, weil er Direktor einer Oberrealschule ist, hat es offen ausgesprochen: Die Oberrealschule sei in einer Notlage, ihr fehle der geistige Mittelpunkt. „Zu wahrer Menschenbildung führt doch nur die Beschäftigung mit menschlichen Dingen“. Am besten, fügt er hinzu, sei das humanistische Gymnasium daran[1].

[1] 9. Ergänzungsheft der Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 1913, S. 40ff.

Tatsächlich kann kein Zweifel sein: Die „moderne“ Oberrealschule ist weniger deutsch als das humanistische Gymnasium; dies ist von den drei bestehenden Schularten die Deutscheste. Die Oberrealschule wird um so deutscher werden, je mehr es ihr gelingt, Menschenbildung an Stelle von Fachbildung zu setzen[1].

Sollte einmal die Menschenbildung aus unseren höheren Schulen verjagt sein und an ihre Stelle die bloße Deutschtumsbildung treten, so wäre damit eine gänzlich undeutsche Entwicklung des höheren Schulwesens eingeleitet; Beschränktheit und Verödung des Geisteslebens würde die Folge sein — Verkümmerung des Deutschtums im Zeichen des Deutschtums.

Es liegt also kein Grund vor, das humanistische Gymnasium im Namen des Deutschtums anzugreifen. Vorschläge zu seiner Verbesserung müssen anderweitig begründet werden.

In Wirklichkeit ist — wie das geistige Leben der Nation — so auch das Leben der Schule in steter stiller Bewegung. Das klassische Altertum nimmt daher eine ganz andere Stellung im Unterricht ein als früher. Es ist nicht mehr Bildungsziel, sondern Bildungsmittel — das sicherste Mittel zum Verständnis der eigenen deutschen Kultur, die sich an der Antike gebildet hat[2]. Die besondere Aufgabe des humanistischen Gymnasiums müßte es nun sein, aufzuzeigen, wie und eventuell in

---

[1] Wenn auch heute wieder von Anhängern des humanistischen Gymnasiums die Forderung aufgestellt ist, daß der Charakter der Gelehrtenschule aufs schärfste heraus gearbeitet werden solle, so scheint das ein Irrweg. Offenbar wirkt dabei das Bestreben mit, das Gymnasium vor der Überflutung mit ungeeigneten Elementen zu schützen. Sehr begrüßenswert! Aber nicht Gelehrtenbildung, sondern Geistesbildung kann das Ziel sein. Auch das Mißtrauen gegen das Erziehliche in der Schule und das Betonen der einseitigen Unterrichtsschule, das auf diese Seite sich geltend macht, läßt sich z. T. vielleicht aus merkwürdigen Erscheinungen der Praxis vor dem Kriege begreifen. Da wurde mancherlei in Erziehung „gemacht“, was diesen Namen nicht verdient. Es ist verständlich, wenn eine Reaktion gegen das Erziehliche dieser Art erfolgt und dabei dann über das Ziel hinaus geschossen wird.

[2] Ferdinand Jacob Schmidt, Preußische Jahrbücher, 1915, Juniheft, S. 404, setzt Unterschied und Verwandtschaft der deutschen und antiken Kultur auseinander; das Entscheidende ist, „daß unsere deutsche Humanitätsbildung, so verschieden sie auch von der antiken ist, sich doch erst durch Einarbeitung in diese, die Auseinandersetzung mit ihr und die Entgegensetzung gegen sie entwickelt hat. Wir würden uns selbst nicht mehr verstehen, und würden den Zusammenhang mit dem Bildungsgange unseres eigenen Volkstums zerschneiden, wenn wir diesen Geistesprozeß in seinen Hauptzügen nicht immer wieder nach zu erzeugen vermöchten“.

welcher Umgestaltung die antiken Kulturelemente in die deutsche Kultur aufgenommen sind. Der klassische Philologe, der dieser Aufgabe gewachsen sein will, muß also auch in der deutschen Literatur bewandert sein, um diese geistigen Zusammenhänge nachweisen zu können. Welchen Anteil hat z. B. das Studium Senekas und der stoischen Philosophie, der Hinweis auf die vorbildliche Römertugend an der Vermännlichung des von Haus aus so reichen 18. Jahrhunderts? Bei Friedrich dem Großen liegt dieser Zusammenhang klar zutage, er hat das preußische Gymnasialwesen bewußt in dieser Richtung beeinflußt. Aber ein genauerer Nachweis fehlt bisher. Was bedeutet der Humanitätsbegriff den Alten, was dem 18. Jahrhundert? Und so in vielen Dingen. Es handelt sich um Untersuchungen, die tief ins Wesen der eigenen wie der antiken Kultur einführen. Hier ist das Meiste noch zu tun.

Welche Befruchtung aber der Gymnasialunterricht dadurch erfahren muß, wenn nun dem Schüler die antiken Kulturelemente nicht bloß, wie bisher, historisch vorgeführt werden, sondern wenn ihm auch gezeigt wird, in welcher verwandelten Gestalt sie auch heute noch unter uns — in Deutschland — lebendig sind, liegt auf der Hand.

6.

Nach all dem braucht kaum noch ausdrücklich gesagt zu werden, daß in dem bisher kritisch betrachteten Bestreben zur Herstellung einer Deutschtumsschule ein bedeutendes Wahrheitsmoment steckt. Seine Wortführer haben es nur als einziges Moment behandelt, es isoliert und sind dadurch zu einseitigen Ergebnissen gekommen.

Die Einseitigkeit schwindet aber, sowie man das „Deutschtum“ in das richtige Verhältnis zum „Menschentum“ bringt. Dann ist die Doppelgefahr der Überschwemmung der Jugend mit philologisch-germanistischem Wissen (die Germanistenschule) und der Erziehung zu nationaler Beschränktheit, der Überhebung und geistigen Inzucht (die Chauvinistenschule[1]) überwunden. Um so kräftiger kann dann das wirklich Lebendige in den für den Unterricht ausgewählten Kulturelementen zutage treten und helfen, deutsche Menschen heranzubilden.

Von hier aus ergibt sich, daß das Ganze keine Quantitäts-, sondern eine Qualitätsfrage ist. Die Devise lautet nicht: Füttern wir unsere

[1] Es scheint mir nicht unbedenklich zu sein, wenn ein Lehrer das deutsche Volk schlechthin als das „edelste und geistesgewaltigste der Völker“ bezeichnet und diese Auffassung den Kindern einimpfen wollte. Siehe die Franzosen, die seit Ludwig XIV. an der Spitze der Menschheit zu stehen meinen. Ist ihnen dieser geistige Habitus förderlich gewesen? Ich denke: vatiqia tessent.

Jugend mit immer mehr „deutschem" Stoff, sondern: geben wir ihr nur die wertvollste Nahrung! Ins Unterrichtstechnische übersetzt lautet das: nicht Vermehrung der Stundenzahl für Deutschkunde (im weiteren Sinne Bojungas) ist nötig[1], wohl aber eine Prüfung des gesamten Lehrstoffes auf seinen „Nährwert" hin.

Obwohl diese Revision bei der gegenwärtigen Organisation des höheren Schulwesens nur getrennt für die höheren Schulen vorgenommen werden kann, von denen jeder Typus ein Sonderwesen für sich ist, lassen sich doch für alle Schularten gemeinsame Gesichtspunkte aufstellen. Und hier ist es, wo der Gesichtspunkt des Deutschtums zur Geltung kommen muß. Selbstverständlich hat der Junge nicht als isoliertes, in Watte zu wickelndes Individuum, sondern als Glied seines Volkes und seines Staates — zwei Größen, die sich bei uns Reichsdeutschen bekanntlich nicht decken — erzogen zu werden. Ihm muß also eine gründliche Kenntnis seines Volkes und Staates zuteil werden. Daß hierin — der ursprünglich einseitig ästhetischen Bildung unseres Volkes gemäß — mancherlei nachzuholen ist, hat man bereits vor dem großen Kriege erkannt, und hier energisch, wenn auch einseitig vorwärts zu drängen, ist ein Verdienst Bojungas. Nach der staatlichen Seite hin ist bereits manches geschehen[2]. Jetzt endlich dürfte auch die Stunde geschlagen haben, wo die Wichtigkeit der völkischen Beziehungen allen Erwachsenen aufgegangen und der Jugend klar zu machen ist. Die Generation, die 1870 miterlebte, war erfüllt von dem Hochgefühl, daß nun endlich ein Deutsches Reich geschaffen sei, und hatte genug damit zu tun, das neue Heim wohnlich einzurichten. Da ist es begreiflich, daß sie den Blick selten über die schwarz-weiß-roten Grenzpfähle schweifen ließ und der deutschen Volksgenossen im Ausland, weil sie nicht zufällig auch Reichsdeutsche waren, vergaß. Im Laufe der letzten Jahre hat hier ein Umschwung begonnen; das Interesse für die vielen Millionen Auslandsdeutsche, die ebensogut Deutsche sind wie wir Reichsdeutschen, ist mächtig gewachsen, und der große Krieg hat uns, denk ich, auch auf diesem Gebiet einen großen Schritt vorwärts gebracht. Daß es Deutsche auch außerhalb des Reiches gibt, daß — unbeschadet der politischen Grenzen — das starke Bewußtsein innerer Zusammengehörigkeit zu pflegen ist, daß dies allen Teilen des deutschen Volkes, nicht bloß dem reichsdeutschen Teil, zugute kommen wird, wird heut niemand mehr bestreiten wollen. Jetzt ist auch der Augenblick gekommen,

---

[1] Für den deutschen Unterricht speziell ist zu beachten, daß die Vermehrung seiner Quantität unweigerlich einen Rückgang seiner Qualität nach sich zöge. [2] Doch ist bei der Behandlung der Staatsbürgerkunde weder die Gefahr der Überfütterung mit sprödem Stoff, noch die Gefahr der Verfrühung immer vermieden worden.

wo die „Kunst vom Deutschtum im Ausland“ in das Pensum unserer höheren Schulen aufgenommen werden kann. Wie das ohne Vermehrung der Stundenzahl, lediglich durch Umschichtung des Lehrstoffes, geschehen kann und, darf man jetzt hinzufügen, geschehen muß, ist bereits vor dem Kriege dargelegt worden[1]. Umschichtung des Stoffes ist auch die Methode, die für die anderen Teilgebiete der Deutschkunde anzuwenden ist.

7.

Aber zum völligen Erfolg genügt die bloße Umschichtung des Stoffes noch nicht, ein bestimmter Ethos muß sich damit verbinden.

Das menschheitlich Wertvolle, so war vorhin festgestellt worden, liefert den maßgebenden Gesichtspunkt für die Auswahl des Stoffes. Was aber ist menschheitlich wertvoll? Und wie wird es vom Unterrichtenden behandelt?

Hier liegt die größte Schwierigkeit. Und daß hier durchschnittlich — Ausnahmen gibt es immer — dem Universitätsstudium wie dem Unterricht an höheren Schulen etwas fehlt, wird von vielen empfunden. Zur Abhilfe fordert der eine Einführung des philosophischen Unterrichts in der Schule, der andere wenigstens für die Germanisten außer der philologischen auch ästhetische Schulung, ein dritter erwartet das Heil von der wissenschaftlichen Organisation eines gründlichen pädagogischen Studiums, die an den Universitäten vorzunehmen wäre und ihre wohltätigen Wirkungen auf die höheren Schulen ausdehnen würde. In der Tat scheint die logische Folgerung aus dem bisher Gesagten zu sein, daß die Einführung philosophischen Unterrichts gefordert wird. Denn dient die Philosophie nicht dazu, über und in allen Einzelwissenschaften den Sinn der Dinge, des für den Menschen letztlich Wertvollen zu ergründen? Läßt das deutliche Fühlbarwerden einer geistigen Bewegung, die von der bloßen Historie zur Philosophie strebt, nicht hoffen, daß in absehbarer Zeit eine Generation von Lehrern vorhanden ist, die dieser Aufgabe gewachsen wäre?

Und doch: was wäre damit gewonnen, wenn wirklich der Primaner wöchentlich je eine Stunde — denn mehr würde bei der chronischen Stoffüberfülle und dem ebenso chronischen Zeitmangel nicht herauszuschlagen sein — Unterricht in der philosophischen Propädeutik erhielte? Es wäre ein Tropfen auf den heißen Stein. An dem übrigen Unterricht nämlich wäre nichts geändert, d. h. es würde im wesentlichen alles beim Alten bleiben.

[1] Vgl. meine Broschüre „Das Deutschtum im Ausland in unseren Schulen“, B. G. Teubner, Leipzig und Berlin, 1913. — Jetzt auch meinen Aufsatz „Das Auslanddeutschtum in reichsdeutschen Lesebüchern“, Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 1915, Dezemberheft.

Es könnte sogar kommen, daß auch in diesem Unterricht der fachwissenschaftliche Gesichtspunkt dominierte oder daß die philosophische Propädeutik sich auf eine Darstellung der Geschichte der Philosophie beschränkte; das ist ja das Bequemste. Dadurch aber würde nur neuer Schaden angerichtet. Denn das Studium der Geschichte fördert nicht, sondern lähmt — nach einem bekannten Wort Lessings[1] — das Denken. So wird also durch diese Handhabung des Unterrichts das Gegenteil des Beabsichtigten erzeugt: statt der Erfassung des Menschheitlichen in den Dingen nur die Belastung mit neuem Rohstoff, die schließlich zur völligen Ertötung des eigenen Denkens führen kann.

Es kommt dabei nicht so sehr auf Philosophie im fachwissenschaftlichen Sinne an, als auf Philosophie in dem alten Sinne der Liebe zur Weisheit, die den Menschen treibt, auf die Suche nach diesem edlen Gut zu gehen, und die ihn schließlich zur Lebensweisheit führt. Diese kann bei fachphilosophischen Kenntnissen fehlen, aber auch ohne sie vorhanden sein. Philosophische Schulung auf der Universität wird dem Lehrer zur Erreichung dieses Zieles in der Regel dienlich sein; aber Liebe zur Weisheit und Lebensweisheit lassen sich auf der Schule zensurmäßig nicht lehren.

Im deutschen Unterricht zum Beispiel — um bei dem Nächstliegenden zu bleiben — glauben die Philologen und Lehrer in der Regel genug zu tun, wenn sie Stoff und Form einer Dichtung sachgemäß behandeln. Sie vergessen dabei aber die Goethesche Beurteilung, nach welcher außer Stoff und Form auch, und zwar als das Essentielle, der Gehalt der Dichtung zu erfassen ist.

Es ist z. B. schön, wenn der Germanist die psychologischen Voraussetzungen und die etwaigen strategischen Erwägungen, die für Max Piccolominis Tod entscheidend sind, erörtert; aber es bleibt doch noch ein sehr erheblicher unverstandener Rest. Der wird erst gehoben, wenn man — mit Kühnemann — auf „die starke Symbolik des gleichmäßig daherstampfenden Reiterregiments" achtet — eine Symbolik, die noch obendrein in den Schlußworten von Theklas Monolog unmißverständlich angedeutet ist:

Da kommt das Schicksal — roh und kalt
Faßt es des Freundes zärtliche Gestalt
Und wirft ihn unter den Hufschlag seiner Pferde —
Das ist das Los des Schönen auf der Erde.

---

[1] „Bringt man der Jugend die historische Kenntnis gleich anfangs bei, so schläfert man ihre Gemüter ein, die Neubegierde wird zu frühzeitig gestillt, und der Weg, durch eigenes Nachdenken Wahrheiten zu finden, wird auf einmal verschlossen", Briefe, die neuste Literatur betreffend, Nr. 11, Hempelsche Ausgabe IX. 59.

Maxens Los symbolisiert also das Schicksal des reinen Menschen, der die Ideale, die in seinem Herzen leben, auch im Leben praktisch durchführen will und dabei darauf gefaßt sein muß, daß das Leben rücksichtslos über ihn hinwegflutet; will er die Seele bewahren, muß er sein Leben preisgeben. So hilft die Betrachtung von Max Piccolominis Untergang den Schüler zum Verständnis des so viel mißdeuteten Schillerschen „Idealismus".

In dieser Richtung liegt auch die Forderung der wissenschaftlichen Organisation eines gründlichen pädagogischen Studiums. Doch ist auch sie noch umzubilden. Denn letzten Endes ist nicht mit Fachprofessuren für Pädagogik geholfen, sondern erst damit, daß jeder Fachwissenschaftler innerhalb seiner Fachwissenschaft das Menschenbildende, d. i. das Pädagogische oder richtiger: Anthrop-agogische herausfindet und es in seinen Vorlesungen den Studenten vermittelt. Ist dadurch bei ihnen erst einmal der Sinn für diese Dinge geschärft, so werden sie später in ihrem eigenen Beruf den Schülern gegenüber ähnlich verfahren. Jeder Lehrer ist dann nicht mehr bloßer Fachlehrer, sondern immer und überall zugleich auch Mensch, der die Lebenswerte zu berühren weiß, sei es in ausführlicher Besprechung, sei es nebenbei mit einer kurzen Bemerkung, sei es auch unausgesprochen zwischen den Worten. Das sind die Dinge, über die sich kein Examen veranstalten läßt, und die doch das Beste des ganzen Unterrichts sind. —

Lenken wir zum Ausgangspunkt zurück. Es hat sich gezeigt, daß ein Schulkrieg, der zu drohen schien, vermeidlich ist, weil nicht in der Gegenüberstellung, sondern in der Synthese von Nationalerziehung und Humanitätserziehung das Heil zu finden ist. Zu „deutschem Menschentum" sind die Schulen heranzubilden. Das ist aber nur möglich, wenn nicht bloß das Deutschtum mit Energie betont, sondern zugleich auch eine tiefere Erfassung der Lebenswerte erreicht wird. Beides ist nötig. Der Zug der Zeit darf um so weniger zur Vernachlässigung des Zweiten führen als es das Schwierigere ist.

DER NEUPIETISMUS

Diskussions-Vortrag von A. Wolfstieg

In gleichen Rhythmen bewegt sich das Meer des geistigen Lebens, freilich nicht immer in gleichem Tempo ; bald einmal aufgepeitscht durch den Sturm der Leidenschaften, bald klar und glatt sich schaukelnd in der Sonne des Friedens und der Toleranz bewegen sich Ideen und Gedanken, aber immer bleiben sie in gleichen Rhythmen nach vorn und rückwärts, von links nach rechts gleich dem Pendel

einer Uhr. Wie sollte es auch anders sein! Des Menschen Geist hat keine Ruhe. Zwischen den drei Seiten seiner Seele, Intellekt, Wille und Gefühl, schwingt sich sein inneres Leben hin und her; bald treten nicht nur bei dem einzelnen, sondern auch bei den Massen in der Volksseele die Bedürfnisse der einen, bald der anderen Seite hervor, je nachdem die zeitweilige Vorherrschaft des Denkens, Wollens oder Fühlens den lebendigen Kreislauf der geistigen Kräfte und Säfte zu weit nach dem Herzen oder nach dem Kopfe führt und die Seele aus dem Gleichgewicht getrieben hat. Der Mensch erträgt nun einmal die Einseitigkeit nicht lange, das Gesetz der Harmonie liegt ihm nicht nur ästhetisch in den Gliedern. Man kann weder immer denken noch immer in Gefühlen schwelgen; denn die Formen der Logik passen ebensowenig auf alle Vorgänge des Lebens, wie das Auf- und Niederwallen stimmungsmäßiger Gefühle. Wir leben in dieser Erscheinungswelt und müssen in ihr wirken; aber wer könnte der transzendenten Welt ganz entraten? Mag der Materialist noch so sehr tun, als kümmere er sich um Gott und religiöse Gefühle niemals, Leben und Tod, Freud und Leid, Liebe und Haß erinnern ihn nur allzusehr daran, daß es Dinge gibt, die man nicht messen und wägen kann. Und den Idealisten schrecken die realen Dinge mehr, als ihm lieb ist, aus Träumen und Hoffnungen.

Nun fällt in den vielgestaltigen Rhythmen des Lebens kaum einer mehr ins Auge als die ewige Abwechslung von Klassizismus und Romantik[1]. Das gilt nicht nur für das künstlerische Gebiet des geistigen Lebens. Ewig ringt Ruhe und Bewegung, das Objektive und das Subjektive, der bohrende Verstand und das schwelgerische Gefühl, wissenschaftliche Forschung mit ihrem Streben nach Licht und halbdunkle Anschauung heftig miteinander, um sich durchzusetzen. Weimar und Jena liegen sehr nahe beieinander, sind aber zwei Welten, die einander entgegengesetzt sind. Oder sollte man nicht besser sagen: die einander ergänzen, wie Bild und Revers einer Medaille? Es ist nun einmal nicht anders: zu dem Olympier Goethe gehört ein Hölderlin und ein Fichte, zu Humboldt ein Schelling, zu dem Generalsuperintendenten Herder die „schöne Seele", deren Bekenntnisse der Klassiker unter den Klassikern so verständnisvoll zu werten und uns nahe zu bringen weiß.

Aber es gibt Zeiten in diesem Ringen zwischen Romantik und Klassizismus, die nicht nur relativ ruhiges Nebeneinanderwohnen und Miteinanderstreben gestatten, sondern die vielmehr die eine Richtung über die andere triumphieren lassen, so daß sie zu herrschen beginnt, wenn sie den Augenblick zu nutzen weiß. Auf die ruhige

---

[1] Stein: Philosophische Strömungen der Gegenwart, 1908, S. 101 ff.

Goethe-Schiller-Epoche am Ende des achtzehnten Jahrhunderts folgt in den Zeiten der Not der Fremdherrschaft und des Freiheitskampfes hier in Deutschland die Sturmhöhe und der Sieg der Romantik. Die Schlegel, Fichte und Schleiermacher beherrschten trotz des Ansehens des alternden Goethe das Feld der Geistesgeschichte für einige Jahrzehnte fast völlig. Man suchte nicht mehr das Land der Griechen mit der auf Humanität abgestimmten Seele, sondern entflammte rein deutschgesinnte Herzen mit romantischen Ideen, aber auch zu Selbstzucht, Freiheit und Sieg. Vorwärts mit Gott für König und Vaterland! Nur der Mann hat Wert, nur die deutsche Persönlichkeit. Der Deutsche steht hier allein für die Menschheit. „Wenn Ihr versinkt", sagt Fichte, „so versinkt die ganze Menschheit ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung." Nur die Deutschen haben eine Sprache, nur sie allein haben zum Geist auch Gemüt, und Ernst Moritz Arndt spricht von einem „deutschen Gott". Es beginnt jetzt eine romantische Periode nicht nur in der Literatur, sondern auch in der Religion. Wir merken eine religiöse Erweiterung, die durch den sich wieder sammelnden und auf ein Gottsuchen ausgehenden deutschen Protestantismus hindurchgeht und mit dem rege gewordenen deutschen Patriotismus und „den gnostisch gerichteten Zweigen des nachkantischen Idealismus" (Troeltsch) die mannigfaltigsten Verbindungen eingeht.

Der Pietismus, die Romantik der Religion, ist so alt wie die Kultur, aber gerade in Deutschland hat er immer eine Hauptstätte gehabt[1]. Hier lebten und wirkten Thomas a Kempis, Meister Ekkhart, Gerhart Groot, Spener, Franke, Zinzendorf und nunmehr alle die Männer und Frauen, die wir unter den Namen der Neupietisten zusammenfassen. Pietismus ist also im wesentlichen eine deutsche Pflanze, wenigstens wenn man ihre kräftigsten und schönsten Blüten ins Auge faßt; ganz deutsch ist er und ganz protestantisch. Er ist eine Gegenwirkung sowohl gegen den internationalen Klassizismus der von Thomas von Aquino ganz verscholastizierten katholischen Kirche als auch gegen die dogmatische Verholzung der deutschen protestantischen Landeskirchen. Worauf er Wert legte, ist nicht die Lehre, auch nicht die Schrift und Gottes allgemeine Offenbarung, sondern der lebendige Glaube an das persönliche religiöse Erleben, an die Erfahrung der eigenen Bekehrung, ist nicht nur die bloße Liebe zu Gott und seinen eingeborenen Sohn, sondern auch die praktische Liebestätigkeit,

---

[1] Die Literatur über den Pietismus ist fast unübersehbar. Man findet sie in ihren Hauptwerken zusammengestellt in der Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, 3. Aufl., Bd. 15, 1904, S. 774 ff. Vgl. dazu Frank: Mystizismus und Pietismus im 19. Jh. in: Maurenbrechers historischem Taschenbuch, 6. F., Jg. 6, S. 197 ff.

die der Pietist allerdings vorzugsweise im Gebet sieht. Romantiker sind überhaupt Zwielichtnaturen, religiöse wenden die Augen weg von dem Getriebe der Welt in die Dämmerung des eigenen Seelenlebens und Erlebens. Pietismus ist ganz Anschauung, ganz Versenken in Gott, ein fortwährendes Streben und Arbeiten, durch das Gebet in die engste Verbindung mit dem höchsten Wesen zu treten. Wie in der alten orphischen und gnostischen Religiosität ist das letzte Ziel die Selbstvergottung; aber was jene durch Mysterien erreichen wollten, suchen die Pietisten durch das Gebet zu erlangen. Dadurch entsteht nicht nur ein Abwenden von der Alltäglichkeit, sondern auch ein Gegensatz zur Welt. Pietismus ist Feiertagsstimmung. Die Pietisten verabscheuen das Denken und Rechnen, das Hasten und Jagen der modernen Welt. Arbeite, aber vergiß um Gottes willen das Beten nicht. Die Pietisten sind aber keine Asketen in dem Sinne der Klosterleute; mit ihrer innigen Frömmigkeit verträgt sich deutscher Humor und eine gewisse Freude am Leben, an der Natur und an ästhetischen Dingen sehr gut. Dafür ist Justinus Kerner ein handfester Zeuge. Als Adolf v. Thadden **1813** ins Feld zog, nahm er außer dem Neuen Testament den Wallenstein und Faust als Bibliothek nach Frankreich im Tornister mit. Aber Spiel und Tanz, laute Gesellschaft und Theater, weltliche Freuden und das modische Wesen lieben die Pietisten nicht: sie sind doch die Stillen im Lande. Marie von Thadden jammerte bei jedem Schicksalsschlag, der ihre Familie traf, daß man gerechte Strafe erleide, weil man zu weltlich gesinnt gewesen sei. Auch bei den kleinen Freuden des Lebens, die man sich gerne gönnte und die man wirklich mit Freuden genoß, hatte man doch immer beständig Angst, zu weit zu gehen.

Während nun der ältere Pietismus der Spener und Franke eine Reaktion gegen die Orthodoxie der späteren lutherischen und reformierten Kirchen war, ist der Neupietismus eine solche gegen den seichten Rationalismus der absterbenden Aufklärung und gegen den Pantheismus der Schleiermacherschen Theologie gerichtet. Natürlich ist ihm auch die klassische Humanität zuwider, die das Reich Gottes auf Erden nicht in sich, sondern in der abstrakten Idee der allgemeinen Menschlichkeit suchte. Bildung an sich haßt der Neupietist nicht, aber der Bildungsphilister, wie Nikolai, und der Jude Mendelsohnschen und Heineschen Kalibers sind ihm zuwider; gegen diesen sträubt sich nicht nur das germanische Gefieder des christlichen Menschen, sondern auch der Abscheu gegen den Nachkommen der Mörder Christi. Und dann die „Vielzuvielen". Der Pietist ist der geborene Aristokrat, der Mann der Auslese der Heiligen, der Bruder in Christo, unter den erwählten Kindern Gottes der echte Erstgeborene. „Der Pietismus", sagt Troeltsch[1], „glaubt nicht mehr an die Christianisierung der Welt,

[1] Kultur der Gegenwart Tl. 1, Abt. 4, S. 408.

sondern zieht sich vor ihr auf Sondergemeinschaften zurück und kämpft mit der Heiligkeit der Lebensführung, mit der Feder und der Exaltation des Gefühls." Und zwar nicht nur gegen die Zöllner und Sünder, die Namenchristen, die Atheisten und Pantheisten, sondern auch gegen die Lauen und gegen das liberale Otterngezücht auf Betstuhl und Kanzel, das mehr philosophisch, als theologisch gebildet und mehr weltlich als geistlich gerichtet ist. Die liberalen Pastoren bilden ein ganz besonderes Kapitel in der Geschichte des pietistischen Kampfes und Hasses.

Von diesem aristokratischen Wesen der Pietisten schreibt sich auch die hochgespannte Selbstgewißheit und der geistige Hochmut her, den die Sekte bei aller äußerlichen Demut besaß. Toleranz ist ein Begriff, von dem der Pietist und namentlich der Neupietist keine Ahnung hat. Man ist ja nicht nur des Weges zu Gott sicher, sondern des Weltenschöpfers selber. Also haben alle Anderen Unrecht und sind arge Sünder.

Die Verbindung zwischen dem Pietismus des 18. und dem des 19. Jahrhunderts, welchen die Freiheitskriege hervorriefen, wird einmal durch die Reste des alten Pietismus in Ostpreußen, Schlesien, Halle, Württemberg und der Schweiz hergestellt, dann aber auch durch die Brüdergemeinde, die seit des Comenius Zeiten eine sehr starke Wandlung durchgemacht hatte, und schließlich durch die deutsche Christentumsgesellschaft. Diese im Jahre 1780 von J. A. Urlsberger gestiftet, war ganz als Verein organisiert, der seinen Sitz in Basel hatte und dessen Ausschuß durch Korrespondenzen und Übersendung von Protokollen seine Tätigkeit über ganz Deutschland hin, ja bis nach Schweden und Amerika hin seinen Einfluß ausdehnte. 1783 wurde ein monatlich erscheinendes Blatt gegründet, das seit 1786 den Titel „Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit" führte. Andere Zeitschriften, besonders die „Evangelische Kirchenzeitung" in Berlin folgten später. Die Berichterstattung war so lebhaft und anregend, daß „die Glieder der religiösen Gemeinschaft, welche die Welt jetzt „Mystiker" nennt, zueinander in einem ganz eigentümlichen Verhältnisse stehen, daß diejenigen unter ihnen, welche sich früher nie von Angesicht kannten, gleich in den ersten Stunden so miteinander vertraut sind, wie sonst nach jahrelanger Freundschaft; daß sie in ihren Urteilen oft auf auffallende Weise übereinstimmen, daß auch die persönlich Unbekannten und durch weite Entfernung Getrennten häufig die genaueste Kenntnis von den gegenseitigen Verhältnissen (amtlichen und persönlichen) besitzen und sich als Engverbundene betrachten, die sich gegenseitig sogar vertreten[1]."

---

[1] L. Hofacker: Ein güldenes Jubiläum 1880.

Das eigentliche Zentrum des Neupietismus war aber nach 1815 nicht mehr in Basel, sondern in Württemberg, wo man 1828 die Pietisten auf 30 000 Seelen schätzte. Demnächst kamen das südliche Bayern, Baden, das Wuppertal, Berlin, wo Goßner der Führer war, Wittenberg, Halle mit dem bedeutenden Theologen Tholuck, dem Historiker Leo und dem Gerichtsdirektor Ernst Ludwig v. Gerlach an der Spitze, Leipzig, Pommern und Ostpreußen als Pietisten-Nester sehr in Betracht. Überall war reges Leben in den Konventikeln, in denen man die Erleuchteten mit oder ohne Pfarrer versammelte.

Es ist mir natürlich in dem Rahmen eines kurzen Vortrags unmöglich, auf alle die Probleme einzugehen, die sich aus der Bewegung der Neupietisten ergeben[1]. Ich bitte mir zu gestatten, drei derselben hier erörtern und zur Diskussion stellen zu dürfen: Die Ansichten der Neupietisten vom Gebet, das Verhältnis der Neupietisten zur Kirche und zum Staate, insbesondere Preußen.

Zuerst das Gebet[2]. Gebet ist Anrede an Gott; welcher Art das Gebet auch immer sein mag, es ist und bleibt Anrede an Gott. Daraus folgt, daß man nur in dem Augenblicke, in dem man Gottes Nähe fühlt, zu ihm beten kann, dann aber auch das höchste Wesen anreden, d. h. beten muß, denn sonst mißachten wir Gott. Das Neue Testament befiehlt daher ganz richtig: Bete und arbeite. Beides ist nötig. Die Neupietisten übertrieben das Beten aber. Es gab Leute, die kein Glas Wasser trinken konnten, ohne vorher zu beten, die stundenlang auf den Knien lagen und darüber die nötigste Arbeit versäumten.

Diese Anrede hat unter allen Umständen die Bezeugung der Ehrfurcht, den Dank für Gottes Güte und die Fürbitte um alles das zu enthalten, was man dem Vater im Himmel als eben dem höchsten Wesen ans Herz legen möchte. Voraussetzung des rechten Gebetes ist also, daß vor oder beim Gebet eine persönliche Offenbarung Gottes vorhanden sein muß, und daß das Gebet ein eigenes Erlebnis darstellt, weil sonst dies Gebet die stärkste Blasphemie ist, die es gibt, eine Unwahrheit, die einfach alles Erlaubte überschreitet, und eine Sünde, die man an Gott und der eigenen Persönlichkeit nie wieder gut machen kann. Nun ist es zwar kein Zweifel, daß ein gemeinsames Gebet — meinetwegen von vielen Tausenden — stattfinden kann und darf, weil andachtsvolle Stimmung sich mitteilt und Gott Vielen zu gleicher Zeit nahe sein kann, aber es ist eine sehr strittige Frage, ob ein Gebet für andere möglich, also erlaubt und eventuell geboten ist. Diese Frage haben die Pietisten

---

[1] In der Diskussion wurde dann das ästhetische Gebiet angeschnitten, das in der Tat höchst interessant ist. [2] Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, 3. Aufl., Bd. 6, 1899, S. 386 ff. (W. Herrmann); Wiener: Das Gebet, Gotha 1885.

entschieden bejaht[1], während Schleiermacher die Liebesfürbitte für andere einfach für kindisch erklärte, weil sie den Glauben voraussetze, daß irgend ein Anderer außer Christus im Reiche Gottes unentbehrlich sei. Auch Herrmann ist der Ansicht: „Der Christ soll im Gebet die Wahrheit sagen. Also darf er gewiß nicht das, was andere bitten würden, als sein Gebet vorbringen, sondern nur seine eigenen Angelegenheiten." Die Pietisten aber beteten ohn' Unterlaß gerade besonders gern für andere. Was ist nicht um die Rettung von Bismarcks Seele von dem Freundeskreise um Moritz von Blanckenburg gebetet worden[2], bis er dann seine Bekehrung am Sterbebette Marie von Thaddens in ganz anderer Weise erlebte, als jene dachten. Gerade das Gebet für andere ist, wie gesagt, dem Pietisten ein und alles. Dem Mystiker selbst offenbart sich ja Gott durch grüblerisches schauendes Versenken bis zur Selbstvergottung; warum sollte der Pietist es nicht durch seine dringende Fürbitte dahin bringen, daß auch andere, als er selbst, dieser Gottesgnade teilhaftig werden? Die Welt ist ja voll Leid und Sünde, die Menschen sind schwach und können sich von selbst nicht erheben. Darum müssen wir beten für ihre Erleuchtung, ihre Gesundung. Je größer das Leid, je schwerer die Krankheit, je tiefer gesunken der Sünder, um so gewaltiger die Freude im Himmel über die Bitte der Gemeinde für seine Erleuchtung und Wiedergeburt. Nur die Fürbitte der Guten und Gerechten vermag ihm zu helfen, ihm seine Sünde vor Augen zu führen und die Gnade des Allgütigen ihm zu verschaffen. Die pietistische Theorie von der Allmacht des Gebetes, „als des Hebels, der den Arm Gottes aufhält und bewegt", kam da gerade am stärksten und klarsten zur Geltung, wo sie sich an anderen erprobte. So heilte Pfarrer Hölder in Stellingen eine Tränenfistel ohne Operation, rein durch Gebet. Der Pfarrer Johann Christoph Blumhardt fühlte sich nur sicher, wenn er wie von einer Mauer von den Fürbitten der Gläubigen umschwärmt wurde; dann aber konnte er selber an Anderen Wunder vollziehen. Allein nicht er half, „der Herr allein ist's, der hilft, nach freiem Ermessen". Einst rief er die Hilfe Jesu für eine in Krämpfen liegende Kranke an. Da „kamen Nadeln, Nägel, Eisenstücke aus allerlei Teilen ihres Leibes, ja selbst lebendige Schlangen und andere Tiere". Seitdem ging das Gesundbeten bei ihm ins Große. Beispiele dieser Art ließen sich leicht vermehren[3].

Die Lehre der Pietisten von Bitte und Fürbitte hatte aber die böse Folge, daß die Leute die Anwendung der alltäglichen Maßregeln zur Bekämpfung von Krankheit und Not, selbst solcher materieller Natur verachten lernten. Als am Hochzeitstage der Marie von Thadden

---

[1] Wanner a. a. O., S. 59 f., 65. [2] Marcks: Bismarcks Jugend, 3. Aufl., 1909, S. 259. [3] Frank a. a. O., S. 208 ff.

Feuer in Triglaff ausbrach, weigerten sich die Leute beim Löschen zu helfen, weil sie Gott nicht in den strafenden Arm fallen wollten. Sie warfen sich auf die Knie und beteten, um den Zorn Gottes abzuwenden; dann würde, so meinten sie, das Feuer von selbst aufhören. Manche Pietisten fingen an, selbst Lebens- und Feuerversicherungen aufzugeben, weil sie der Schrift widersprächen, selbst die modernen Schutzmaßregeln gegen Cholera u. dergl. erklärten sie für unsinnig. „Nicht ein Kordon von Soldaten oder Durchräucherung der Kleider, sondern das Blut des Sohnes Gottes im Glauben ergreifen ist das beste Vorbeugungsmittel gegen die Cholera. Zu allen unsern Schutzmitteln lacht der Todesengel, aber durch wahre Bekehrung bindet man ihm die Hände." Kann man sich da noch wundern, wenn ein junger Pietist in der Kinderlehre sagte: „Was braucht ihr Lateinisch zu lernen, betet, das ist gescheiter."

Eine weitere Frage ist nun die: Gibt es eine Gebetserhörung? Oder die Frage anders gefaßt: Ist es möglich, die Gottheit durch ein Gebet zu veranlassen, ihren bisherigen Beschluß aufzugeben. Daß die Pietisten diese Frage mit einem freudigen lauten Ja beantworteten, brauche ich nach dem Vorigen nicht erst zu erwähnen. Sie führten sehr viele Beispiele dafür an, die sich aber alle nicht nachprüfen lassen. Als Christen werden wir antworten: ein rechtes Gebet bittet nicht um Beseitigung irdischer Not, sondern immer nur um Beseitigung dessen, was mich von meinem Gotte trennt und was geeignet wäre, das Reich Gottes auf Erden und sein Kommen zu hemmen, und das erfüllt der liebe Herrgott stets. Ein rechtes Gebet trägt seine Erfüllung in sich, und von unrechten Gebeten kann hier nicht die Rede sein[1]. Die Naturgesetze wirken ausnahmslos, wie die Wirtschaftsgesetze und die historischen Gesetze, und nie würde ein noch so inbrünstiges Gebet die Kugel ablenken, die nun eben in dieser oder jener Richtung abgeschossen ist, um den zu treffen, der in der Fluglaufbahn der Kugel steht. Durch Gebet beendet man den Weltkrieg sicher nicht, sondern durch Machtmittel und männliche Tugenden, wie Tapferkeit, Selbstzucht und Opferfreudigkeit. Geistige Einflüsse innerhalb der natürlichen Kausalreihe müssen ebenso geläugnet werden, wie Fernwirkung. Suggestion auf schwache Nerven ist möglich, aber eine Wirkung eines Gebets von einem Toten her oder einen in Amerika lebenden Mann von hier aus, muß bestritten werden.

Eine andere Frage wäre es aber, ob durch ein Gebet die Gottheit veranlaßt werden könnte, den Menschen gleichsam zu warnen und ihn dadurch zu behüten, daß er den Betenden aus dem Bereich der

---

[1] S. darüber Wiener a. a. O., S. 92 ff. Paulsen: Einleitung in die Philosophie 1892, S. 267 ff.

Kugeln entfernte. Es wäre das die Art des Ganges des frommen Knechtes Fridolin nach dem Eisenhammer. Ließe sich der Beweis dafür führen, so hätten wir damit den Beweis des Daseins Gottes überhaupt geführt. Aber leider liegt das nicht im Bereich exakter empirischer Untersuchung, sondern lediglich im Bereiche des Glaubens. Schleiermacher würde das abgewiesen haben; aber seine Auffassung, der Wert des Gebetes liege lediglich in der geistigen Stärkung des Betenden selber, bestritten die Pietisten als „pantheistisch" auf das lebhafteste.

2. Das Verhältnis der Pietisten zur Kirche. Es erscheint nun auf den ersten Blick wunderbar, daß so wenige von diesen Pietisten zur katholischen Kirche übertraten; sie waren fast durchweg Protestanten und blieben es auch. Freilich hat der Pietismus mit der katholischen Weltanschauung den Hang zur Weltabgewandheit gemein; aber wenn man bedenkt, daß der Scholastizismus der katholischen Kirche klassisch, diese krankhafte Überspanntheit des religiösen Gefühls aber so recht eigentlich romantisch ist, so wird man es verstehen, daß nur wenige ihrer inneren Bewegung im Kloster Herr zu werden versuchten. Viel eher war der Pietismus geneigt, sich fest in Luthers Mystik zu verankern. Jedenfalls wiesen sie alle die Union, die unter Schleiermachers Einfluß zustande gekommen war, weit von sich. Sie waren meist Lutheraner und Reformierte und blieben es. So wurde der Pietismus sogar eine der beiden Säulen, auf denen der Protestantismus ruht, und ist auf die Kirchen von nicht geringem Einfluß gewesen. Aber wie alle Romantik einen verhängnisvollen Zug nach rückwärts aufweist, so auch dieser. Den Neuprotestantismus verachteten die Pietisten sehr; am liebsten wären sie auf Luthers mystische Begeisterung oder noch lieber auf die Schwarmgeister wie Karlstadt zurückgegangen. Jedenfalls ist es richtig, was Troeltsch bemerkt: Der Pietismus ist die moderne Form der Fortdauer des Alt-Protestantismus[1].

Innerhalb dieser Kirchen bekämpften sie jedoch mit aller Kraft und Schärfe in Schrift und Tat die Richtung des kirchlichen Liberalismus oder, wie man damals sagte, des Rationalismus. Da war ihnen kein Mittel zu schlecht, um diese Richtung und namentlich die Pastoren, die sie vertraten, zu vernichten[2]. Nicht nur, daß sie oft von weit her zu

---

[1] Dieses wurde in der Diskussion bestritten. [2] S. darüber z. B. Wangemann: Geistliches Regen und Ringen am Ostseestrande, 1861. Der berühmte Prediger Fritz Krummacher in Elberfeld äußerte sich von der Kanzel darüber: diese Lehre, Rationalismus genannt, fällt unter das Anathema unseres Apostels. Verflucht sind die Predigten, die mit dieser Lehre das Volk vergiften . . . die verschrieenen Pietisten und Obskuranten sind die einzig erleuchteten usw.

Feierlichkeiten pietistische Geistliche holten, um ihren eigenen rationalistischen Pfarrherren, zu denen sie nie in die Kirche gingen, ihre Verachtung recht geflissentlich zu zeigen, sie schrieben auch in Berichten an die kirchlichen und weltlichen Behörden derartig niederträchtige Bemerkungen und Darstellungen, daß man wahrlich glauben könnte, daß diese rationalistischen Pastoren die reinen Wölfe in der Schafherde waren und an nichts dachten als an Fressen und Saufen[1]. Daß der Erzpietist, der schlesische Baron v. Kottwitz, bei der Amtsentsetzung des Prof. de Wette die Hand im Spiele hatte, ist nachgewiesen. Der sonst so vornehm denkende E. L. v. Gerlach, „ein langer Mann mit gelbfahlem Gesicht, ungewissem Blicke und großer sprechender Nase", scheute sich nicht, eine Reihe von Professoren, an welchen arme Studierende, denen er Freitische gab, zu Verrätern wurden, auf hinterhältige Weise zu denunzieren[2]; er schilderte Halle „als einen Pfuhl von Lasterhaftigkeit und Unglauben, indem er die Staatsregierung aufforderte, durch Absetzung diesen Greueln der Verwüstung der evangelischen Kirche ein Ende zu machen". Dieses ganze an sich ekelhafte Tun und Treiben hatte aber wenigstens das eine Gute, daß der Hecht in den Karpfenteich rationalistischen Behagens kam. „In dem Pietismus", sagt Troeltsch, „ist die religiöse Ermattung des 18. Jahrhunderts überwunden, vielfach der Weg neuer religiöser Bewegungen von charakteristisch moderner Subjektivität eröffnet worden."

Im übrigen kümmerte sich die pietistische Bewegung nicht allzuviel um die offizielle Kirche und ihre Organisation. Die Anhänger dieser Geistesrichtung waren an sich schon Separatisten, die ihre Betstunden und Konventikel für sich abhielten, oft genug ohne Geistliche. Adolf v. Thadden stand wie ein Patriarch in einer eigenen Gemeinde, und die drei Gebrüder v. Below hielten immer ihre eigenen Gottesdienste ab[3]. Heinrich v. Below erklärte jedem, der es hören wollte, die Kirche sei Babel und ihre Diener Baalspfaffen. Die Separation dieser Heiligen wurde zum Teil so stark, daß die Behörden einschreiten mußten, um den geordneten Gottesdienst einigermaßen aufrecht zu erhalten.

Gegenüber den Konfessionen machten die Pietisten in dem Falle wenig Unterschied, wenn die Personen die „Erweckung" an ihrer Seele erfahren hatten. Dann mochten sie Katholiken, Reformierte, Evangelische oder Lutheraner sein, sie waren die Brüder, in anderem Falle die falschen Propheten. Ernst Ludwig von Gerlach hat noch in den 70 er Jahren kein Bedenken getragen, als Abgeordneter, obwohl

---

[1] S. z. B. bei Wangemann, S. 182 ff., S. 37 f. und S. 179 ff. [2] Weidemann: die Pietisten in Halle, Altenberg 1831, S. 73 ff. [3] Wangemann a. a. O., S. 44.

Protestant, der Zentrumsfraktion beizutreten und in den Reihen dieser Partei den Kulturkampf gegen Bismarck durchzukämpfen.

3. Am interessantesten dürfte aber doch die Stellung der Pietisten dem Staate gegenüber sein[1]. Im großen und ganzen haben sich sicher diese Pietisten wenig genug um diese Dinge gekümmert, weil sie zu weltlich waren; aber ihren Führern traten sie doch in der Zeit vor und zwischen den Revolutionen sehr nahe. Wir kommen hier mit unsern Fragen und Problemen so recht in die Jugendzeit Bismarcks hinein, der freilich nicht religiös[2], wohl aber politisch diesen Kreisen angehörte und dauernd mit ihnen, namentlich mit Blanckenburg, Thadden, den Gerlachs und dem ganzen Freundeskreise Friedrich Wilhelms IV. in Verbindung blieb. Glücklicherweise sind wir hier mit ausgezeichneten Quellen versehen, die uns voll Aufschluß geben über das, was diese Pietisten über die allgemeinen Theorien und entscheidenden Fragen der Politik der Zeit dachten.

Sie waren allesamt Hallerianer diese Pietisten, das steht sicher fest. Diese Hallersche, in christlich-germanische Ideen getauchte Theorie, gab ein so handliches und kraftvolles Handwerkszeug für die Zimmerung einer zugleich ständischen und christlich-germanischen Monarchie, daß die Pietisten nicht säumten, es für sich mit Beschlag zu belegen. In einem Artikel des offiziellen Organs der Partei, des Berliner Politischen Wochenblattes, definiert man den Staat: der Staat ist ein aus einer Wurzel nach einer bestimmten Richtung hin in Zeit und Raum unter göttlicher Leitung und Ordnung entfaltetes universelles Menschenleben. Die konservativ-aristokratischen, ständisch-feudalen Leute, die sich den Staat nur als gottgewollte Ordnung denken konnten, waren allesamt

---

[1] Ich halte mich hier sehr an das prachtvolle Buch von F. Meinecke: Weltbürgertum und Nationalstaat, 3. Aufl., München und Berlin 1915. 8⁰. M. hat die hierhergehörigen Gedankengänge auf das genaueste bloßgelegt und analysiert.

[2] S. Bismarcks Briefe an Braut und Gattin und E. Gothein: Bismarcks Stellung zur Religion; Marks: Bismarks Jugend. Gothein bemerkt ganz richtig S. 27: „Seine Auseinandersetzungen mit Wilhelm I. über das Wesen des Pietismus, die ihm bedeutsam genug erschienen, um sie noch in die Gedanken und Erinnerungen aufzunehmen, sind etwas seltsam. Der König, der unter Pietismus Heuchelei zu weltlichen Zwecken nach dem Muster Tartuffes sieht, Bismarck, der ihn ohne weiteres mit der Orthodoxie gleichsetzt, zu der sich dann der alte Herr natürlich mit Eifer bekennt, zeigen doch nur beide, daß sie nicht wissen, worum es sich eigentlich beim Pietismus handelt.“ Ekelhaft war dem sehr frommen Kaiser Wilhelm die Ausbeutung der Frömmigkeit zu politischen Zwecken, die manche Pietisten betrieben. Er hatte als Prinz von Preußen mit Unwillen bemerkt, daß manche Leute in die pietistische Kreise eintraten, um befördert zu werden.

in Opposition begriffen gegen die Entwicklung, die die Dinge in Deutschland genommen hatten, namentlich gegen die nivellierenden Reformbestrebungen des Staatskanzlers Hardenberg, und grimmige Feinde der herrschenden Bureaukratie, die den König zu bevormunden wagte. Romantische Stimmung überall. Autorität und Unterordnung war das Leitmotiv ihrer politischen Musik. Gott will es! Als Gottes Willen, sagt Bismarck, kann ich aber nur erkennen, was in den christlichen Evangelien offenbart ist. Darum ist das Christentum die Grundlage aller Staaten, nicht die vagen und wandelbaren Begriffe der Humanität. Christlich ist der Staat zuerst, dann, so ist offenbar seine Meinung, preußisch und dann zuletzt deutsch. Eine romantische Begeisterung für die Deutschheit, wie die Pietisten sie verstanden, einen natürlichen, preußisch-monarchischen Patriotismus wußten sie allerdings recht gut mit ihrem leidenschaftlich-religiösen Pietismus, dem Hange zu starrem Recht und zu ständischer Opposition zu verbinden. Wunderlich ist allerdings ihre Auffassung von Recht und Unrecht; in einem Aufsatze im Berliner politischen Wochenblatte behandelt Wilhelm v. Gerlach, der dritte der Brüder, die Frage, was ist das Recht? Alles Recht, sagt er, beruht auf göttlicher Anordnung. Alles andere ist Unrecht. Da man aber Fortschritt und Entwicklung schlechterdings nicht aufhalten kann, neues entstehendes Recht auch nicht beiseite schieben darf, so entsteht aus diesem — an sich betrachtet — immer Unrecht verbleibenden neueren Recht durch allmähliche Läuterung und durch göttliche Zulassung wirkliches Recht. So sprießt aus dem Unrecht neues Recht, wie die Blume aus dem Mistbeet. Aber nur kein „Pantheismus", nur keine Um- und Neubildung staatlicher Autoritäten. „Und pantheistisch war ihnen überhaupt alles, was sich am letzten Ende nicht auf jenseitige, sondern auf diesseitige und irdische Gründe, Zwecke und Notwendigkeiten berief" (Meinecke), Fortschritt aber schon die leiseste Weiterentwicklung und die geringste Einräumung an das historische Werden des nun einmal gewachsenen und gewordenen Staates. Selbst Stahl, der doch einer der Ihrigen war, ging ihnen mit der Zurückführung des Staates vom privaten auf ein öffentliches Recht viel zu weit. „So rangen sie mühsam nach einer Grundlegung für ihren ständischen Staat, die ihrem religiösen und politischen Gewissen zugleich genügen und ihre aristokratischen Herrschaftsansprüche befriedigen sollte, die ewige Offenbarung, unabweisbare geschichtliche Notwendigkeit und robustes Standesinteresse miteinander zu verschmelzen hatte und dies allerdings nur vermochte, indem sie in den intransigenten Prinzipien des Ganzen einige schlecht verdeckte Durchlässe anbrachte" (Meinecke).

Hätte man ihn nach dem Zwecke des Staates gefragt, so hätte Haller geantwortet, daß er einen solchen überhaupt leugnen müsse, da der

Staat sich von jeder anderen Sozietät, welche Selbständigkeit habe, nur durch einen höheren Grad von Freiheit und Macht unterscheide; so allein könne er den Schwächeren Schutz und Hilfe gewähren, was doch eigentlich seine Aufgabe sei. Über den Fürsten, dem „Familienvater" des Staates, stehe aber Gott und die Herrschaft sei eine Gnade Gottes. Diese Abhängigkeit von Gott gebiete dem Fürsten mit Liebe und Gerechtigkeit seines Amtes zu walten[1]. Ludwig v. Gerlach schreibt am 6. November 1827 in sein verschwiegenes Tagebuch: „Polte setzte mir die Schwierigkeiten auseinander, den Kronprinzen und seinen Prinzen zum reellen Eingehen auf gesunde politische Ideen zu bestimmen, z. B. ihnen zu zeigen, daß es eines Königs Amt sei, die Kirche zu schützen und das Recht zu handhaben, aber nicht, seine Untertanen glücklich zu machen." Bismarck, vor die Frage gestellt, was der Zweck des Staates sei, antwortete im Vereinigten Landtage (15. Juni 1847) keck: „Der Zweck des Staates ist die Realisierung der christlichen Lehre." Alle Staaten stehen auf christlicher Grundlage, ihre Herrscher haben ihr Szepter von Gott und regieren nach dessen Willen. „Für mich sind die Worte von Gottes Gnaden kein leerer Schall." Hier klingt der religiös fundierte Gedanke vom Gottesgnadentum ebenso durch wie bei Friedrich Wilhelm IV., der von einer besonneren Erleuchtung der Fürsten in allem Ernste sprach: „Ihr alle meint es gut mit mir und seid auch gut zur Ausführung; aber es gibt Dinge, die man nur als König weiß, die ich selbst als Kronprinz nicht gewußt und nun erst als König erfahren habe[2]. Man sieht, daß die Pietisten nicht ohne Erfolg gelernt hatten, auf dem glatten Parkett der Schlösser von Berlin und Potsdam vorwärts zu gehen. Friedrich Wilhelms pietistischer Hofprediger Strauß hat in den schlimmen Stunden des 19. März 1848 einen unheilvollen Einfluß auf ihn ausgeübt.

Daß man die Demokratie haßte wie die Sünde, darf bei diesen aristokratisch-ständisch orientierten Pietisten nicht wundernehmen. Demokratie war eine Ausgeburt der französischen Revolution. Da diese Kreise nun aber in Bausch und Bogen Alles haßten, was von Frankreich kam, so verstärkte das noch ihren Haß gegen die ungläubige und autoritätslose Volksmenge, die an die Türe des Staates pochte. Wie wenig sie diese doch kraftvoll und patriotisch auftretende Bewegung begriffen und zu werten wußten, dafür nur ein Beispiel für viele. Am 5. April 1847 stand das Wahlgesetz auf der Tagesordnung, dessen Entwurf eine wirklich sehr bescheidene demokratische Färbung hatte. Da sagte Herr v. Thadden in seiner drastischen, von bizarrem Humor durchsetzten Weise, er könne ein Prinzip nicht annehmen, nach welchem

---

[1] Reinhard: C. L. v. Haller, S. 43. [2] Petersdorff: Friedrich Wilhelm IV., 1900, S. 2.

auf 10 000 Pfund Menschenfleisch inkl. Knochenbeilage ein Wähler komme oder vielleicht 40 000 Zentner etwa dergleichen einen Abgeordneten stellten. Er mußte sich dann von Vincke dahin zurechtweisen lassen, daß der Gesetzentwurf nicht auf Menschenfleisch und Menschenknochen, sondern auf Seelen Rücksicht nähme. Man kann allerdings von diesen hinterpommerschen Pietisten nicht viel Besseres erwarten, wenn sogar in Berlin einer der intellektuellsten Vertreter der Richtung vom Volke nichts Anderes zu bewerten wußte als den „beschränkten Untertanenverstand".

Das dringendste Bedürfnis, welches die Zeit an die Führer der Pietisten heranbrachte, war die Lösung der nationalen Frage. Die Wochenblattpartei konnte sie nicht wohl verächtlich beiseite schieben, dazu war sie zu dringend. 1848 wurde sie vollends akut. Da hieß es, sich mit der deutschen Frage, so gut es eben ging, abzufinden. Das stand jedenfalls ihnen allen fest: Der Staat war früher und mehr als die Nation und der Kaiser, der Herrscher der Welt, steht über dem Könige von Preußen; Österreich ist deutsch und geht dem Range nachPreußen voran. Wenn dann nun einmal die Nation ein einiges Deutschland haben muß, so ist selbstredend Österreich hineinzuziehen, ja der von Gott gewollte Träger der Krone. So entsteht denn die wunderliche Idee von dem Zurücktreten Preußens auf die Würde des Reichskronfeldherrn, auf die Friedrich Wilhelm IV. in allem Ernste einging. Sollte das Verbleiben Österreichs im Reiche unmöglich sein, so war ein Konflikt unter allen Umständen zu vermeiden. Nur der diplomatische Weg war gangbar; ihn betrat Radowitz mit dem Dreikönigsbündnis und gelangte so nach Olmütz. Aber wozu eigentlich diese deutsche Einheit? Polte Gerlach sprach vornehm nur vom „Laster des Patriotismus". Auch Bismarck ließ sich in seiner Junkerzeit immer dahin aus: „Also sind auch Sie von dem deutschen Hunde gebissen". So ähnlich dachten wohl die Meisten von diesen Pietisten. Es liegt ja gar kein Grund für die deutsche Bewegung vor. Der Quietismus sitzt überdies den Leutchen bei ihren Gebeten im Blute. Dazu lag ein anderes Motiv vor, das ihnen den Nationalgedanken nicht schmackhafter machte. Die Nation als lebendige Einheit widersprach und widerstand ihrem strammen Legitimitätsprinzip. Sie dachten sich die Deutschheit nur als Idee, lediglich als Träger des Humanitätsideals. Die Deutschen waren eine Kulturnation, aber keine Staatsnation. Diese wäre ohne Revolutionierung der ganzen Zustände ja gar nicht zu haben gewesen. „Wir sind, so erklärte Stahl, nicht der deutschen Sache, sondern nur der revolutionären Sache gram." Nur das könne die rechte Einigung Deutschlands sein, durch welche die echten, ruhmvollen Charakterzüge deutscher Nation erhalten bleiben, also Heilighaltung der erworbenen Rechte, der gegliederten Verhältnisse der sozialen Ordnung, der Selbst-

ständigkeit der kleineren Kreise gegenüber einer falschen Zentralisation, der Bande persönlicher Treue zwischen Fürsten und Völkern, der Bewahrung des christlichen Glaubens als Mittelpunkt auch für das öffentliche Leben[1]. Daß trotzdem das Genie eines aus diesen pietistischen Kreisen, der allerdings nie ihnen ganz angehörte, den Ausweg aus dem Gewirr der mit der Lösung der deutschen Frage verbundenen Schwierigkeiten fand und der Schmied der deutschen Einheit wurde, ist beinahe ein Wunder.

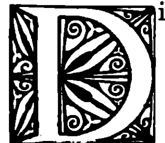
Seit 1848 begann die pietistische Bewegung abzuflauen, überwunden ist sie noch nicht. Noch gibt es tausende von Pietisten in Deutschland, wenn auch ihre Frömmigkeit andere Formen angenommen hat und andere Zwecke erstrebt. Auch die konservative Partei ist eine andere geworden, als sie zu den Zeiten der Gerlach war; sie hat sich durchaus unter weiser Führung den neuzeitlichen Ideen angepaßt.

So viele Fehler und Schwächen auch religiös und politisch die pietistische Bewegung haben mag, so können wir, wenn wir gerecht sein wollen, die große Bedeutung derselben nicht leugnen. Sie war der treibende Faktor zur Erneuerung des gänzlich verseuchten Protestantismus und hat im Geistesleben der Nation eine wichtige und zum Teil auch segensreiche Rolle gespielt.

UNSER VERHÄLTNIS ZUR ANTIKE

Am Mimus betrachtet

Von Otmar Schissel v. Fleschenberg



Die großen Daseinskämpfe, die die Welt durchtoben, veranlaßten nicht allein wirtschaftliche Kreise, kommende Neugestaltungen beratend vorzubereiten, sie haben — wie mannigfache Änderungen auf dem Gebiete des Unterrichtswesens beweisen — auch in den Bildungsträgern der Nationen das Bedürfnis geweckt, geistige Institutionen, die vielleicht schon längst als ungenügend erkannt waren, neu zu gestalten. Zu den schon vor dem Kriege lebhaft erörterten Fragen auf diesem Gebiete, deren Beantwortung überdies entscheidende Bedeutung für den Unterrichtsbetrieb an mittleren und höheren Schulen besitzt, gehört wohl diejenige nach unserem Verhältnisse zur Antike. Zumeist versuchte man, sie durch leidenschaftliche Debatten für oder wider das huma-

[1] Meinecke a. a. O., S. 262.

nistische Gymnasium der Lösung zu nähern oder durch die Gründung von Fachvereinen — wie dem Germanistenbund — von außen her zur Entscheidung zu bringen. Gerade der letztere Versuch, bei dem schließlich eine historische Disziplin, die germanische Altertumswissenschaft gegen die andere, die klassische Altertumswissenschaft ausgespielt wird und bei dem persönliche Momente in den sogenannten Standesfragen eine viel zu große Rolle spielen, läßt eine sachliche Lösung des Problemes nicht erhoffen. Der Krieg, der alles auf die brutale Probe praktischer Verwendbarkeit stellt, scheint den gordischen Knoten mit dem Schwerte durchhauen zu wollen; er scheint die zünftigen Ausleger des klassischen Altertums ins Unrecht setzen zu wollen, die es in dem Bestreben, die Vergangenheit als bloße Mumie zu erhalten, allerdings nicht verstanden haben, sie aus dem Dornröschenzauber gelehrter Bücher und Kunstsammlungen zu neuer Mitwirkung an dem Aufbau des gegenwärtigen Lebens zu erwecken. Ist nun der auch in den Trümmern gewaltige geistige Nachlaß der Antike scheinbar antiquarischer Schutt, müssen so viele theoretische und praktische Fächer neubegründet werden, weil die Fortführung der antiken Kultur scheinbar keinen nennenswerten Ertrag mehr verspricht, so wird das neu auflodernde Volksbewußtsein um so lieber auf eine Gelehrsamkeit verzichten, der Pietät gegen die Vergangenheit und ein gewisses historisches Interesse, das man jetzt nur für das Altertum des eigenen Volkes übrig hat, noch Achtung verschuf. Und doch wird sich jeder Unvoreingenommene, der sich die Folgen solcher Selbstbeschränkung vergegenwärtigt, alsbald eingestehen, daß sie zur Beschränktheit führen muß, selbst wenn er gegen den blinden Nationalismus nicht einwendet, daß die sprachliche Gemeinschaft ein recht äußerliches und unverläßliches Merkmal des „Eigenen" ist[1].

Aus diesen Zweifeln führt nur der eine Weg, die Leistungen der Antike als solche kennen zu lernen, anstatt sie bloß nach der sprachlichen Korrektheit ihrer Überlieferung zu beurteilen, wie der Philologe, oder nach dem Zeitpunkte ihrer Erscheinung zu bewerten, wie der romantische Historiker. Infolge der festen

---

[1] Zum Belege für diese Behauptung sei verwiesen auf die von H. Reich herausgegebenen und sachkundig eingeleiteten: Deutschen Dichter des lateinischen Mittelalters. In deutschen Versen von Paul v. Winterfeld. München 1913.

Organisation, die die Erforschung des geistigen Erbes der Antike nach den beiden genannten Gesichtspunkten durch den italienischen Humanismus und die deutsche Romantik erfahren hat, sind die zünftigen Vertreter dieses Forschungsgebietes seit der Mitte des verflossenen Jahrhundertes nicht mehr in die Notwendigkeit versetzt worden, sich über die Zweckmäßigkeit des üblichen und eben durch das Herkommen geheiligten Forschungsweges Gedanken zu machen. Weit bequemer war es, nach den geltenden romantischen Maßstäben Verfalls- und Blüteperioden auszuzirkeln und durch Übertragung moderner Bezeichnungen auf alte Begriffe sich diese scheinbar anzunähern. Man glaubte viel, ja alles getan zu haben, wenn man z. B. den Strategen General nannte, oder wenn man über die spanischen Stiefel der Rhetorik klagte. Dachte man doch über diese Kunst, wie die deutsche spekulative Ästhetik, der es eben gelungen war, das Machtwort Kants[1] zur Norm zu erheben. Für solche Vorurteile konnte der formgewandte graziöse Lukian nur ein ewig nörgelnder Dummkopf, Philostrat nur ein wässeriger Rhetor sein, aber der hohle Gregorios Thaumaturgos als tatenvoller Charakterkopf erscheinen. Daß sich auf diesem Wege die Forschung nicht nur selbst Tor und Tür zum Verständnisse des klassischen Altertums verschloß, daß sie auch jenen seine reichen Schätze versperrte, die sie unter Verzicht auf die eben gekennzeichnete „historische Objektivität" gerne gehoben hätten, liegt auf der Hand. Je schwerer es demnach selbst auf begrenzteren Geistesgebieten geworden ist, den Lebenswert der Antike für einzelne moderne Völker zu bestimmen, desto wertvollere Hilfe werden da die spärlichen Werke leisten, die es, wie z. B. dasjenige H. Reichs über den Mimus[2] versuchen, um der Sache willen die Überlieferung zu durchforschen.

Um das angeführte Beispiel für die schwebende Frage nutzbar zu machen, ist es im Sinne allgemeiner Verständlichkeit vielleicht nicht unnütz, mit wenigen Strichen das Bild des Mimus zu skizzieren, soweit seine proteische Vielgestaltigkeit erlaubt, sich eine bestimmte Vorstellung von ihm zu machen. Nicht zufällig sind mehr Nachrichten über Mimen, d. h. über Artisten aller Stufen zwischen dem niedersten Gaukler, der Tierstimmen nachahmt,

[1] Kritik d. Urteilskraft § 53 (S. 194* Kirchmann); vgl. Fr. Bouterwek, Ästhetik. Leipzig 1806, S. 296. [2] Hermann Reich, Der Mimus, I. Berlin 1903.

und dem gefeierten Schauspieler erhalten, als über das große mimische Schauspiel, das Philistion im ersten nachchristlichen Jahrhundert begründete und von dem sich in Papyrusresten erst einige Schatten gezeigt haben, kaum genug, Reichs gelungene Wiederherstellungsversuche nachträglich zu bestätigen. In all den mimischen Arten von der Tierstimmenimitation bis zum szenen- und schauspielerreichen, ariendurchsetzten großen Schaustücke der Bühne steht nämlich der Darsteller im Vordergrunde und zwar entweder nur er selbst oder in dem Charaktertypus, den er vorführt. So wesentlich erscheint diese Tatsache für den Mimus, daß man kaum fehlgeht, wenn man den bekannten Ausspruch des Aristoteles:[1] „Ohne Handlung kein Trauerspiel, wohl aber ohne Charaktere" für den Mimus umkehrt. Ahmt doch der Mimus in erster Linie Personen oder Persönliches, nicht aber Taten nach, mit dem durch sie bewirkten Glückswechsel.[2] Darin besteht seine Eigenart, sein wesentlicher Unterschied von den übrigen dramatischen Formen und dadurch erklärt sich die merkwürdige Tatsache der Entwickelung einer künstlerischen Art aus dem Artistentum. Im Einzelnen weisen auf diese Herkunft die Zerflossenheit und der Mangel dramatischer Komposition, der in den orientalischen ebenso, wie in den abendländischen Nachkommen dieser merkwürdigen Kunstgattung, im türkischen Karagözspiel ebenso, wie im deutschen Kasperletheater und in seinen romanischen Vorbildern auffällt. Auch das weitere Merkmal, daß die Kasperlstücke mit der für den Mimus so kennzeichnenden Narrenrolle zumeist Improvisationen waren, findet hier seine Erklärung. Denn das „regelmäßige" Schauspiel der Dichter, dem in Deutschland bekanntlich Gottsched Bahn brach, setzte sich gegen das Komödiantentheater bei den Darstellern deshalb so schwer durch, weil die Stegreifrolle dem einzelnen Virtuosen mehr Erfolg versprach, als die ihm vom Dichter zugeschriebene, gelernte, in der er seine Geschicklichkeit nicht frei entfalten konnte, sondern sich dem Gesamtbilde einpassen mußte. Aber auch der Zuschauer mochte die ihm vertrauten Typen, von denen einzelne — wie die Torenfigur — weit über zwei Jahrtausende alt waren, nicht missen. Daß sie immer wieder auftreten konnten, auch unter demselben Namen, in deutlicher numerischer Identität also, spricht allein schon für die obige Behauptung, daß weniger Verwickelungen im Sinne der Tragödie,

[1] Poetik Kap. 6, S. 1450 a, 24. [2] Vgl. Aristoteles ebd. S. 1450 a, 17.

als „Streiche“ im Sinne der Schwankbücher, weniger Handlungen, als Charakteristisches der Gegenstand des Mimus waren. Mit sicherem Blicke hat Reich diesen inneren Zusammenhang von Schwanksammlung und Mimus erkannt und mit viel Glück ebenso, wie Josef Horovitz[1] zur Rekonstruktion des entschwundenen Mimus herangezogen. Die Kenner des deutschen Mittelalters werden zwischen dem Schwankbuche von Neithart Fuchs und den Neithartspielen dasselbe Verhältnis walten sehen, wie zwischen dem Philogelos und philistionischen Mimen. Liegt doch überall dasselbe künstlerische Phänomen zugrunde! Anfang, Mittel und Ende in dem Sinne, wie es Aristoteles für die Tragödie forderte, gibt es also im Mimus nicht. Er könnte ins Endlose weiteragiert werden, ebenso wie sich um die Figur des müßigen griechischen Dümmlings, des Scholastikos, oder um eine ihrer modernen Personifikationen, z. B. den Till Eulenspiegel, immer neue Schnurren ansetzen können. — Der Zuschauer des Mimus wird ferner bei der Vorführung jener beliebten Charaktertypen selten die Person des Darstellers vom Dargestellten trennen. Die Leidenschaftlichkeit, mit der man seit dem Altertum für beliebte Bühnenvirtuosen — die ihre Beliebtheit immer zum Teil ihrem Charakterfache verdanken — Partei nahm, beweist dies; zugleich stellt sie ein weiteres Zeugnis dar für den schweren Kampf, den die dramatische Dichtung gegen Mimus und Improvisation zu kämpfen hat, um sich auf der Bühne zu behaupten. Sind doch auch heute nach langer Zeit scheinbarer Alleinherrschaft der dramatischen Dichtung die Stücke gar nicht so selten, die nur die Folie zu einer Hauptrolle darstellen, die ein willfähriger Skribent einem Bühnenvirtuosen „auf den Leib“ geschrieben. Immerhin bestehen andere Bedingungen ästhetischer Wirkung, sobald sich die mimische Produktion von der artistischen Einzelvorführung zur zusammenhängenden Bühnenvorstellung, wenngleich niederster Art, erhoben hat. Die Ähnlichkeit, das Wesen aller Nachahmung, ist im ersten Falle primitiven „Nachmachens“[2] als solche die Quelle der ästhetischen Lust. In diesem ersten Falle bemüht sich

---

[1] Spuren griechischer Mimen im Orient. Berlin 1905. [2] Vgl. die Bemerkungen von Th. Twining in: Aristoteles über die Kunst der Poesie. Aus dem Griechischen übersetzt und erläutert. Nebst Thomas Twinings Abhandlungen über die poetische und musikalische Nachahmung. Aus dem Englischen. Herausgegeben von Joh. Gottlieb Buhle. Berlin 1798, S. 233**.

also der „Künstler“ nur um eine möglichst vollständige Übereinstimmung zwischen Ur- und Nachbild. Im zweiten Falle der wahrhaft künstlerischen[1] Nachahmung kann die Freude über die Ähnlichkeit als solche wohl noch eine Komponente der ästhetischen Lust darstellen, jedenfalls aber eine sehr nebensächliche. Denn die Nachbildung ist nur der Spiegel, aus dem das Urbild wirkt, nur die technische Vermittlerin der Lust, die dasselbe gewährt. Daher kommt es auf die Treue der Nachahmung nur so weit an, daß die Ähnlichkeit zwischen Ur- und Nachbild gerade noch deutlich wird. Die Karikatur, die ja im mimischen Bühnenstücke alter und neuer Zeit eine so bedeutende ästhetische Rolle spielt, ist z. B. eine absichtlich unvollkommene Nachahmung, die sich auf das schlechthin Eigentümliche eines Gegenstandes beschränken muß, also nicht mehr, als die Übereinstimmung einiger bestimmter Merkmale erzielen darf. Durch diese veränderte ästhetische Wirksamkeit ist dem Bühnenmimus die Möglichkeit der Entfaltung zum Kunstwerke gegeben, als welches er in der poetischen Gattung des Dramas den Platz einer neuen dramatischen Art einnimmt. Die einzelnen künstlerischen Elemente in ihm, vornehmlich das Streben nach Charakterdarstellung, überflügeln und verdrängen dabei die artistischen Züge. Wieweit dies schon Philistion oder einem seiner Nachfolger gelungen ist, kann bei dem gänzlichen Verstummen der Überlieferung kaum geahnt werden. Titel wie „die männliche Luna“ oder „die drei gefoppten hungrigen Herkulesse“ u. dgl. m.[2] lassen aber die Vermutung als nicht ganz ungegründet erscheinen, daß „Megära, die förchterliche Hexe“ und andere Stücke des Wieners Hafner und seiner Sippe eine annähernd richtige Vorstellung von jenen alten Mimen geben dürften. Wie dem aber auch sei, die künstlerische Höhe, die der dramatische Mimus erreichen kann und die vielleicht Philistions Werke erreicht haben, bezeichnet deutlich genug Shakespeare, der eine ähnliche Entwicklung abschließt, wie jener hellenische Künstler. Die Verschiedenartigkeit seiner Bühnenstücke von den sogenannten „regelmäßigen“ Vertretern der übrigen, ursprünglich „poetischen“ Arten des Dramas wurde auch von den Theoretikern der Dichtkunst, besonders des 18. Jahr-

---

[1] S. die vortrefflichen Beobachtungen von Hugo Spitzer, Untersuchungen zur Theorie und Geschichte der Ästhetik. I/1 (Graz 1913), S. 333—339.
[2] Reich a. a. O., S. 593.

hunderts, klar erkannt, wenn es auch erst Reich vorbehalten blieb, die tieferen Zusammenhänge dieser Kunstleistungen mit dem Mimus aufzudecken und damit gerade kunsttheoretisch ihr volles Verständnis erst zu erschließen.

Vor den ursprünglich „poetischen" Arten der dramatischen Gattung hat das mimische Drama jedenfalls größere Bühnenfähigkeit voraus. Das beweisen Shakespeares Stücke, die auch heute noch weit bühnenwirksamer sind, als die dramatischen Dichtungen eines Schiller, Corneille, Voltaire, Euripides, die zum Teil durch die veralteten Bühnengewohnheiten, an die sie gefesselt sind, überhaupt unaufführbar erscheinen. Shakespeares Bühnenstücke dagegen passen sich dem modernen Theater ebenso leicht und ungezwungen an, wie seinerzeit der Wanderbühne der reisenden „englischen Komödianten". Dieser Vorzug, der auf der oben betonten Bedeutung der Charaktere (ἤϑη) für den Mimus beruht, ist dieser Dichtungsart überhaupt eigen und kam daher ebenfalls den Stücken Philistions und seiner Nachfolger zu. Anders wäre ja auch die historische Tatsache unerklärlich, daß der erblühende Mimus im Altertum die voll entfaltete Tragödie und selbst die Menanderkomödie so völlig von der Bühne verdrängen konnte. Um so auffallender erscheint es, daß der Bühnenmimus, dessen Lebensbedingungen um so viel günstiger standen, als die jener nur auf die Buchverbreitung angewiesenen Dichtungsarten, mit dem Altertume im Westen zunächst völlig unterging und daß er auch später vielfach, z. B. bei den Deutschen, über Ansätze, wie sie in Jacob Mich. Reinh. Lenz' und Heinr. Leop. Wagners, aber auch in anderer „Stürmer und Dränger" Dramen zu erblicken sind, nicht hinausgedieh, ja, daß diese wenigen besseren deutschen Vertreter mimischer Bühnenkunst, die Lenz in seinen „Anmerkungen übers Theater" (Leipzig 1774) auch theoretisch zu begründen suchte[1],

[1] Sätze darin, wie S. 52: „Die Hauptempfindung in der Tragödie ist die Person" oder: „Das Trauerspiel bei uns war also nie wie bei den Griechen das Mittel, merkwürdige Begebenheiten auf die Nachwelt zu bringen, sondern merkwürdige Personen. . . . Die Person mit all ihren Nebenpersonen, Interesse, Leidenschaften, Handlungen" bilden neben dem scharfen Gegensatze zu Aristoteles die beste Illustration zu dem oben über das Wesen des Mimus, d. i. der Ethologie, Bemerkten. Daß Lenz nicht immer der auf eine zweitausendjährige Vergangenheit gestützten Theorie des Dramas widerstehen konnte, sondern sich ihr gelegentlich fügte, z. B. in der Beibehaltung der Unterscheidung von Tragödie und Komödie, darf nicht irre machen. In seiner Kunstübung blieb er konsequent, was gerade das angeführte

von ihren Landsleuten unverstanden und so ohne bedeutendere Nachfolge blieben. Man erklärt sich den Untergang des antiken Bühnenmimus (im Westen) hauptsächlich aus der Verspottung des Christentums, zu der er sich bereit gefunden. Daß er aber im griechischen Osten fortlebte und daß er auch im Westen als Mysterium alsbald wieder erstand, spricht gegen diese Annahme. Überdies hätte man sich, sobald das Christentum zur Herrschaft gelangt war, die Bühne ebenso dienstbar machen können, wie der Jesuitenorden im 17. Jahrhundert das Drama und wie man im 15. und 16. Jahrhundert durch geistliche Kontrafaktur die erotische Liedpoesie für fremde Zwecke heranzog. Aber der Haß der Kirchenväter richtet sich gar nicht einmal gegen den Mimus allein; auch gegen die Novelle eifert Hieronymus[1]. Entscheidend ist, daß schon Dion von Prusa und insbesondere der stoische Asket Epiktet dieselben Gründe gegen die epideiktische Rhetorik und den Mimus, als die beiden wichtigsten Repräsentanten der schönen Redekünste im späteren Altertum, ins Treffen führten, deren sich später die Kirchenväter und unter ihnen vorzüglich Joannes Chrysostomos bedienten. Ja, bei Epiktet, der überhaupt alle schönen Künste und das Naturschöne aus der Besserungsanstalt, zu der er die Welt gerne gemacht hätte, verbannte[2], kann man von einem wahren Schönheitshasse reden. Es würde hier zu weit führen, wollte man zeigen, daß er von ihm auf Neuplatoniker und christliche Dogmatiker überging. Das Ziel, das alle diese Gruppen dabei im Auge hatten, war jedenfalls dasselbe, nämlich die Läuterung (κάϑαρσις) ihrer Jünger von der ästhetischen Lust, die als Freude an Sinnlichem der natürlichen Antike eines der mächtigsten Hindernisse für den mönchischen Quietismus, für die Abkehr von allem „Äußeren", „nicht in unserer Gewalt Stehenden", für die Versenkung der Seele in sich selbst bilden mußte. Diese Selbstbeschränkung des mit der Seele identifizierten Menschen war nun für Epiktet, wie für seine späteren Gesinnungsgenossen neuplatonischer und christlicher Observanz, die Krone des sittlichen Lebens. Damals ging der von der Natur sich abkehrenden Welt das Wesen der „schönen Seele"

Beispiel zeigt; er schrieb nur „Komödien", nicht auch „Tragödien" und diese „Komödien" entsprechen völlig seiner Kennzeichnung des Trauerspieles in der Theorie. [1] Vgl. meine Abhandlung über: Die griechische Novelle. Rekonstruktion ihrer literarischen Form. Rhetorische Forschungen II (Halle a. S. 1913) S. 98 f. [2] Das erkannte schon der treffliche neuplatonische Epikteterklärer Simplikios, S. 53b—54b (Schweighäuser).

in voller Klarheit auf, damals erst lag auch der Weg zur Seelenschönheit, auf den schon Platon hingewiesen, offen vor ihr. Nicht zufällig zählen nun neben der „hermosa alma" der spanischen Mystiker des 16. Jahrhunderts[1] die „Bekenntnisse einer schönen Seele" in Goethes Wilhelm Meister zu den bemerkenswertesten Stationen auf diesem Wege der Menschheit von antiker Natürlichkeit zum romantischen „Ich". Der Titel der Goetheschen Romaneinlage verrät schon die neue Darstellungsform, in der sich die schöne Seele offenbaren mußte. Auch sie fand ihre Ausbildung in der Schule Epiktets, und zwar durch den Kaiser Marcus Aurelius Antoninus, dessen Bücher „An sich selbst" den Grundstein bilden zum Gebäude der modernen Literaturen. Daß die Welt des ergötzlichen Mimus von derjenigen der schönen Seele, die das rein ästhetische Erleben nicht kennen oder doch in ein transzendentales ethisches Streben hinüberführen wollte, durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt wird, versteht sich von selbst. Im Gegensatze dieser beiden Verhaltungsweisen zur ästhetischen Lust liegt nun sowohl die Erklärung für das Fehlen eines deutschen mimischen Bühnendramas, als auch der Schlüssel zur Frage, die am Beispiele des Mimus der Lösung genähert werden sollte, nämlich der Frage nach der Bedeutung speziell der antiken literarischen Kunst für die deutsche Gegenwart.

Darf man den angedeuteten Gegensatz auf ganze Völker übertragen, so gebührt den Deutschen vor allen andern der Titel einer ethischen Nation im Sinne der plotinischen Erziehungslehre zur Seelenschönheit (Enn. I 6). Die deutsche Dichtung der Blütezeit allein schon könnte in ihrer Richtung auf das „Ich" dies bezeugen. Kaum eine Dichtung der Weltliteratur besitzt den bekenntnisartigen Charakter, schließt so viel „Lyrisches" in sich ein, wie Goethes Faust, der manch einen zum Vergleiche mit den „Confessiones" des Neuplatonikers Aurelius Augustinus gereizt haben mag. Wie weitgehend auch die Wahlverwandtschaft gewesen ist, die dabei zwischen den beiden Werken zutage trat, so enge war sie kaum, wie diejenige der Goetheschen Dichtung mit den Herzensergießungen von Novalis, des in den Tiefen seines „Ich" versunkenen! Dieses Bild bietet sich immer wieder dem Betrachter der deutschen literarischen Kunst: von Schillers

[1] M. v. Waldberg, Studien und Quellen zur Geschichte des Romans. I. Literarhistorische Forschungen XLI. (Berlin (1910).

philosophischer Lyrik, von dem anscheinend so antiken, in Wahrheit aber die Schönheit in der Tugend suchenden „Agathon“ Wielands bis zu den Rosenkranzromanzen Clemens Brentanos und Gottfried Kellers grünem Heinrich, überall die Richtung auf das „Ich“, überall die Verwirklichung des plotinischen Programmes „Über das Schöne“, das H. F. Müller, der feinsinnige Plotinerklärer, richtig mit Schillers Entwürfen zu einer sogenannten „ästhetischen Erziehung“ auf eine Linie gestellt hat[1]. Es ist recht bezeichnend, daß gerade diese Schrift Plotins, deren rein ethischen Charakter bereits Friedrich Creuzer eingeschärft[2] hat, von den Deutschen immer wieder als ästhetische Abhandlung gedeutet wurde. Diese Auffassung könnte zum Symbol dienen für die Richtung der spekulativen, als der spezifisch deutschen Ästhetik, die allein schon durch die Gleichsetzung von Kunst und Schönheit hinlänglich bewiesen hätte, daß für sie dieselben Richtlinien gelten, wie für die deutsche Dichtung. Diese ihre Haltung gewinnt nur noch an Deutlichkeit, wenn man einzelne ihrer Vertreter daraufhin betrachtet. So ist z. B. nicht nur für K. Ch. F. Krause Gottähnlichkeit Schönheit und somit die höchste Kunst die diesem Ziele entgegenführende Lebenskunst — auch seine scheinbaren Antipoden F. Schlegel und vor ihm Heinse[3], die das ethische Leben ins ästhetische hinüberzuleiten glauben, indem sie das ästhetische Verhalten zur Richtschnur des sittlichen machen, treffen sich mit ihm in denselben Gefilden der Seelenschönheit, die Epiktet und die transzendentale Ethik der Neuplatoniker der christlichen Welt erschlossen haben.

Stellen wir nun nochmals die Eingangs dieser Betrachtungen aufgeworfene Frage, so wird die Antwort auf sie keine schwere mehr sein: Wahlverwandt ist den Deutschen nur die sich zum Spiritualismus umbildende Antike. Ganz abgesehen von Künstlern, wie Lukian oder Aristeides, auch ein Demosthenes und Euripides, ja selbst ein Sophokles und Homer werden weit seltener richtigem Verständnis im Lande der blauen Blume begegnen, als ein Platon, ein Epiktet, Marcus Aurelius oder Plotin und diejenigen unter den christlichen Kirchenvätern, die mehr sind als theologische Fachschriftsteller.

[1] Plotinos über ästhetische Erziehung. Neue Jahrbücher für Pädagogik XXXVI (1915) S. 69. [2] Plotini liber de pulchritudine ed. F. Creuzer. Heidelberg 1814, S. C. [3] Vgl. Walther Brecht, Heinse und der ästhetische Immoralismus. Berlin 1911.

STREIFLICHTER

Kunstverwaltung in Frankreich uud Deutschland. „Da Gott allmächtig ist, muß er dafür sorgen, daß seine Kirchen nicht zusammenstürzen und sie selbst ausbessern . . . . Wenn er dieses Wunder nicht vollbringt, so will er nicht, daß es geschieht, und wenn er es nicht will, müssen wir uns vor seinem Willen beugen."

(Der französische Abgeordnete Beauquier in der Kammersitzung vom 16. Januar 1911.)

Diese Worte Beauquiers sollten wir uns immer vergegenwärtigen, wenn das Geschrei über die sinnlose Zerstörungswut der deutschen „Barbaren" in der Presse unserer Feinde, leider müssen wir auch neutrale Staaten dazu rechnen, anhebt.

Wie ist es in Wahrheit mit der „Kultur" der Franzosen, um die es sich hier besonders handelt, und mit dem „Barbarismus" der Deutschen bestellt?

In dankenswerter Weise hat Dr. Otto Grautoff[1] aus Schriften, Reden und in der Tagespresse veröffentlichten Meinungen bekannter und berühmter Franzosen, eine Auslese von Aussprüchen getroffen, die sich mit der Kunstpflege in Frankreich vor und während des Krieges beschäftigen. Demgegenüber stellt er die Äußerungungen unserer namhaftesten Kunstgelehrten wie Wilh. von Bode, O. von Falke, Paul Clemen, über den Schutz und die Erhaltung der Kunstdenkmäler in den besetzten Provinzen der Feinde.

Wir erfahren hier, wie Maurice Barrès, de l'Académie française, seit Jahren erfolglos gegen die Zerstörung der kirchl. Baudenkmäler in Frankreich kämpft, wie er in seinem Buche: La grande pitié des églises de France 1913 einen leidenschaftlichen Protest gegen die Regierung erhebt, die nicht nur nichts zur Erhaltung der Kirchen tut, sondern sie durch ein Gesetz den einzelnen Gemeinden als unumschränkten Eigentümern preisgibt: „Die Gemeinden als Eigentümer können die Kirchen erhalten, sind aber nicht dazu verpflichtet . . . wenn ein Gebäude in einem zu schlechten Zustande ist, brauchen sie es nur seiner Bestimmung zu entziehen, und sie können es abreißen, falls sein Verfall droht." Barrès führt nun eine große Zahl — 1200 — namentlich an, darunter viele in der Kunstgeschichte bekannte Kirchen, die der brutalen Zerstörungswut der Behörden zum Opfer fielen. „Das Herz läuft einem vor Ekel über" schreibt er „angesichts dieses Zynismus, der jedes kulturelle Empfinden beleidigt." Neben Barrès erhebt Auguste Rodin in seinem 1914 erschienenen Buche „Les cathédrales de France" seine Anklage:

„Die Kathedralen sterben und in ihnen stirbt das Land, geschlagen und beschimpft durch seine eigenen Söhne. . . Wie könnte man ehrlich das moderne Verbrechen: die Vernachlässigung der Kathedralen entschuldigen und erklären? Schlimmer noch ihre Mörder und ihre Verunstaltung. Wir sind die gewissenlosen Vollstrecker unserer eigenen

---

[1] „Kunstverwaltung in Frankreich und Deutschland." Bern, Akademische Buchhandlung von Max Drechsel, 1915. — 3 Mark.

Verurteilung. Das Schicksal entzieht uns die großen Ruhmestitel, weil wir sie nicht mehr verdienen.“ Und weiter: „Die Kathedrale von Laon ist mehr als zur Hälfte tot. O, wie ich mich meiner Zeit schäme! Ich bescheide mich mit dem Tode dieser Bauten wie mit dem meinigen“. Seit den Tagen der Jakobinerherrschaft ist unaufhaltsam an der Verstümmelung der Bauten gearbeitet worden, die das Entzücken des Kunstforschers und Kunsfreundes sind. Als die Horden der Schreckenstage am 7. November 1793 die christliche Religion abschafften und die Vernunft an deren Stelle setzten, und als ihre Verkörperung eine Operntänzerin im Triumphzuge durch die Stadt führten, da wurde die Trennung von Kirche und Staat vollzogen, dem Lande eine Wunde geschlagen, die sich seitdem nie mehr geschlossen hat. Die Religion wurde Angelegenheit der Gesellschaft und somit die Verbindung mit dem Staate aufgehoben. Damit ging das Mittel verloren, das die geistige Einheit der Nation hervorbringen muß. Heute ist es in Frankreich ein Ruhmestitel antiklerikal zu sein, und das freche Wort des Abgeordneten Beauquier wurde mit Beifallsbezeugungen in der Kammersitzung aufgenommen „man lachte vor Bewunderung über Beauquiers Geist“. Die äußeren Begleiterscheinungen dieser inneren Vorgänge zeigen sich deutlich in der Interesselosigkeit gegen die kirchl. Kunstdenkmäler. Zwar hat der französische Staat in der Deputiertenkammer durch seine Vertreter erklären lassen: alle künstlerisch wertvollen Kirchen Frankreichs sind inventarisiert. Wir sehen jedoch aus Berichten die Dr. Otto Grautoff „Sünden in der Verwaltung der Kunstschätze Frankreichs“ betitelt, wie der Kunstschriftsteller Péladan eine Liste der inventarisierten und nicht inventarisierten Kirchen mehrerer Departements Frankreichs zusammenstellt. In 23 Departements gibt es 372 inventarisierte und 1566 nicht inventarisierte Kirchen, Zahlen, die für sich selber sprechen.

Vergleicht man an der Hand dieser Begebenheiten die Fürsorge, die die deutsche Regierung den Kunstdenkmälern auf feindlichem Gebiete angedeihen ließ, so braucht man nicht erst auszusprechen, auf welcher Seite die erhaltende Kraft zu deren Schutze liegt. Neben den bewußten Fälschungen in Wort und Bild der französischen Lügenpresse, über die Taten der deutschen Barbaren, nehmen sich die Berichte von Augenzeugen über die durch den Krieg entstandenen Schädigungen der Kunstwerke doch wesentlich anders aus.

Geheimrat von Falke stellt in den Berichten an das Generalgouvernement fest, daß das spätgotische Rathaus in Löwen lediglich durch die Fürsorge des Kommandanten Majors von Manteuffel unversehrt geblieben ist; aus der brennenden Peterskirche retteten deutsche Offiziere die Werke des Dirck Bouts. In Antwerpen wurden Museen und Kirchen von den Deutschen bei der Beschießung geschont, Gent und Brügge haben in ihren Bauten und Kunstwerken nicht den geringsten Schaden aufzuweisen.

Die Kathedrale von Reims wird erst beschossen, als festgestellt wurde, daß der Nordturm zur Beobachtung benutzt wurde, und die Veröffentlichungen der französichen Presse, „daß die berühmte Kirche nur noch

ein Trümmerhaufen sei", mußten nach wenigen Tagen wieder zurückgezogen werden.

Geh. Rat v. Bode betont in „Aufgaben und Richtlinien für die Erhaltung der Kunstdenkmäler", daß vor allem in den besetzten Provinzen die Werke dem Lande erhalten bleiben müssen in dem sie entstanden und für das sie gesammelt sind. Die Franzosen haben in ihren Eroberungs- und Raubzügen nicht nach diesem Grundsatze gehandelt. Die Hohlheit der Phrase beherrscht den offenen Brief, den Bartolomé, den wir als Schöpfer des Grabmals der Toten schätzen lernten, an Prof. Paul Clemen in Bonn richtet und das Blut wallt heißer vor Empörung in uns, wenn wir da u. a. lesen: Sie haben tapfere Soldaten, Frankreich erkennt das an, wieviele Menschen haben Sie, die sich einer Nike der Samothrake, einem Parthenon, einer Kathedrale von Reims vergleichen können?

Aus vollem Herzen stimmen wir Prof. Clemen zu, wenn er an anderer Stelle sagt: Wie eine wunderliche und anachronistische Sentimentalität erscheint jetzt manchmal dieser unzeitgemäße Denkmälerkultus in einem Augenblick, wo es sich um Sein oder Nichtsein, um unsere ganze nationale Existenz, um Sieg oder Untergang des deutschen Gedankens in der Welt handelt.

Ja, im letzten Grunde ist es die Idee, die hinter den Geschehnissen des Krieges waltet; hoffen wir, daß die Geschichte, nachdem die Schlachten geschlagen sind, jedem Volke den Platz anweisen wird, den es verdient. L. Schmidt

Unsere Comenius-Abende. — Wie früher, so wurden auch in diesem Winter vier Vortragsabende abgehalten, und zwar in dem Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht, dem wir für die Erlaubnis zur Benutzung seiner Räume zu großem Dank verpflichtet sind. So sprach am 19. November Herr Dr. A. Buchenau über „die deutsch-nationale Schule der Zukunft"; am 10. Dezember Herr Prof. Dr. Wolfstieg über den „Neu-Pietismus"; am 21. Januar Herr Dr. Kurt Kesseler über „Charakter und Kulturbedeutung des Euckenschen Neu-Idealismus" und endlich am 25. Februar der Unterzeichnete über „das Problem der Einheitsschule". An den sich daran anschließenden Erörterungen nahmen besonders teil die Herren: Universitätsprofessor Runze, Stadtschulrat Reimann, Gymnasialdirektor Wetekamp, Hochschuldozent Dr. Liebert, Dr. A. Buchenau und Frau Dr. Else Hildebrandt.

Zu erwähnen ist noch, daß sich Herr Oberstudienrat Dr. Kerschensteiner durch den Vortrag über „das Problem der Einheitsschule", und zwar lediglich auf Grund eines kurzen Berichtes der „Vossischen Zeitung", zu einer Entgegnung veranlaßt gesehen hat, ohne daß er die vollständige Veröffentlichung jener Ausführungen abwartete. Widerspricht dies schon dem, was sonst guter Brauch ist, so mußte noch mehr die Tonart überraschen, in der jene Äußerung gehalten ist. Solche Pfeile fallen auf den Schützen selbst zurück. Jedenfalls aber tut es mir außerordentlich leid, daß sich Herr Dr. Kerschensteiner nicht entschließen konnte, einen so

verwickelten Gegenstand zwar mit sachlicher Strenge, aber ohne persönliche Brüskierung zu behandeln. Darin liegt immer ein unfreiwilliges Eingeständnis der eigenen Schwäche. Wäre es daher noch nötig gewesen, den Eindruck zu verstärken, daß die geplante Gleichheitsschule sowohl den Ausbau der Freiheit und Volksbildung, wie die soziale Versöhnung der verschiedenen Gesellschaftsklassen auf das schwerste schädigen würde, so würde gerade eine solche Art und Weise des Auftretens auf das beste dafür gesorgt haben. Eingehender aber kann darüber erst gesprochen werden, wenn der genannte Vortrag zur Veröffentlichung gelangt sein wird. Dagegen darf in diesem Zusammenhange zu der nur leicht versteckten Anklage nicht geschwiegen werden, die in der Erklärung enthalten ist: „Das Tor zum Garten der Einheitsschule öffnet kein anderer Schlüssel als das brennende, unauslöschliche Gefühl für soziale Gerechtigkeit. Es war bisher ein Stolz der Comenius-Gesellschaft, Hüter dieses Schlüssels zu sein. Wir würden es bedauern, wenn sie in Zukunft auf dieses Amt verzichten würde." Darauf will ich, was mich betrifft, die unzweideutige Erklärung abgeben, daß ich mich in dem Gefühl für soziale Gerechtigkeit von niemand, auch von Herrn Dr. Kerschensteiner, nicht werde übertreffen lassen. Ausdrücklich will ich dies aber noch dahin genauer bestimmen, daß für mich soziale Gerechtigkeit und soziale Gleichmacherei zwei sehr verschiedene Dinge sind, und daß ich mich ebensosehr für jene nach dem Maß meiner Kräfte einsetzen, wie ich diese mit aller Entschlossenheit bekämpfen werde. Das ist zugleich die Richtung, welche die Comenius-Gesellschaft seit ihrem Bestehen verfolgt hat. Ihr letztes und höchstes Bestreben ist die Verwirklichung der wahren Humanitätsbildung; und darunter versteht sie nicht diejenige des alles verflachenden Amerikanismus, sondern die Entfaltung des idealistischen, allen echten Deutschen von Lessing und Herder, von Kant und Schiller eingepflanzten Humanitätsgeistes. Damit hat es unsere Gesellschaft bisher gehalten und dafür wird sie auch fernerhin eintreten. Und da nun die amerikanistische Gleichheitsschule unseren wahrhaft deutschen Humanitätsbestrebungen aus tiefstem Grunde widerspricht, so muß ihre Einführung gerade aus diesem Geist der sozialen Gerechtigkeitsgesittung heraus grundsätzlich abgelehnt werden. Das Prinzip der Gleichheitsschule ist für jedes geschichtlich höher entwickelte Volk nicht ein solches der sozialen Gerechtigkeit, sondern der sozialen Vergewaltigung.

Ferd. Jak. Schmidt.

Es ist jetzt ein wunderlicher Streit entstanden. Karl Scheffler hat in „Italien", Tagebuch einer Reise, Leipzig, Insel-Verlag 1913 und neuerdings in: Los von Italien, 1915, Nr. 530 (vergl. auch Nr. 550 und 579), ganz unabhängig von dem Zorn des Germanen über Italiens Verrat gefordert, daß der Deutsche den Dualismus, der zwischen dem klassizistischen Bildungsideal und seiner „gotischen Natur" bestehe, überwinden und sich ganz als „Träger einer neuen Gotik" fühlen soll, „die zugleich eine Modernität größten Stils sein würde". Er fügt hinzu:

„Die Gotik, die ich meine, ist nicht ein Stil, sondern das Leben.“ Dieser Ansicht ist viel widersprochen worden (jetzt wieder in „Deutscher Wille“, Jg. 29, 1916, S. 131 ff., von O. Wulff), und wir nehmen aufmerksam davon Kenntnis, da das Problem uns geistesgeschichtlich sehr interessiert. Man kann sich eigentlich gar nicht vorstellen, daß jemand sich von der Renaissance losdenken könnte, ebensowenig von der Kunst der Renaissance noch von deren Wissenschaft. Unser ganzes modernes Leben und Streben wurzelt in der Renaissance; sie ist unser alter Lehrmeister. Es gibt ja ein Volk, das nie die Renaissance kennen gelernt hat, die Polen. An denen kann man ja einmal studieren, was aus einem Volke im Denken und Fühlen wird, das ganz in einem modernisierten Mittelalter lebt. Da hört eine verstiegene Romantik nie auf. Die besseren Klassen des Volkes sind gebildet, in jeder Beziehung vornehm denkend, aber es fehlt den Polen eben sowohl ein Macchiavelli wie ein Leonardo. Faustisches Streben, das Scheffler wieder erwecken will, ist sehr vortrefflich für die Bildung der Persönlichkeit, aber es taugt nichts im Staate und der Gesellschaft, noch weniger in Kunst und Wissenschaft. Da ist der Grieche und der Lateiner uns stets ein unerreichtes Vorbild. Ohne Humanität kein Glück, ohne Harmonie der Kräfte keine Lebenskunst, ohne Logik keine Wissenschaft, ohne Formenschönheit keine Kunst. Ich denke, wir halten uns an Dürer, Regiomontanus und Dr. Martinus. Wenn einmal ein Suchen sein soll, so wollen wir mit Goethe „das Land der Griechen mit der Seele suchen“.

Wolfstieg

J. Stiglmayr sagt in einem Aufsatze in den (jesuitischen) Stimmen der Zeit Jg. 46, März 1916, S. 533 ff.: „Wird das humanistische Gymnasium durch den Weltkrieg entwertet?“ „Auf dem altklassischen Boden, auf dem die deutschen Schüler im geistigen Ringkampfe sich üben, werden sie ihre Kraft nicht schwächen oder unnütz ausladen, sondern verdoppeln, um vorzügliche Männer zu werden, die dem in unabsehbare Größe und Blüte aufstrebenden Vaterlande auf den wichtigsten Posten auserlesene Dienste zu leisten berufen sind.“ Wir schlagen gern in die dargebotene Hand des gelehrten Herrn Pater S. J. ein und kämpfen mit ihm Schulter an Schulter um den Bestand des humanistischen Gymnasiums. Auch die Motivierung und Kritik des Aufsatzes ist sehr gut.

Wolfstieg

Ein Hinweis: Im Märzheft der Stimmen der Zeit 1916 weist der Jesuit von Silva-Tarouca auf die Entdeckung des Apostelgrabes von S. Sebastiano hin. Im Februar 1915 fand man in den untersten bisher überkalkten Mauerteilen der heutigen Sebastiankirche in Rom Inschriften, die deutlich beweisen, daß hier in den ersten Zeiten des Christentums die Leiber von Petrus und Paulus ruhten. Auch war hier offenbar der älteste liturgische Versammlungsort der römischen Christengemeinde. Damit ist der lange Streit, ob die Aposteln in Rom waren und dort hingerichtet sind, mit einem „ja“ sicher entschieden.

Wolfstieg

In einem Aufsatze im „Rauhen Stein“ hat Prof. Wolfstieg es unternommen, die alte Streitfrage des Ursprungs der Freimaurerei von dem freimaurerischen Begriff der „Tugend“ her zu lösen. Er zeigt darin, daß dieser von den englischen Bauhütten ganz äußerlich aufgefaßte Begriff (halte Gottes Gebote und du wirst von ihnen gehalten werden — Tugend üben die „Noachiden“, deren Gesetze lauten: Fürchtet Gott, ehret den König, liebet die Brüder usw.) ein Konglomerat von stoischer Philosophie, Lockescher und Shaftesburyscher Gedanken ist und ganz und gar in der Geistesauffassung des Deismus wurzelt. Also ist Katsch im Irrtum, der die Freimaurerei mit den Rosenkreuzern in Verbindung bringt, die bekanntlich die Tugend auf die christliche Lehre basieren; also ist auch Begemann im Irrtum, wenn er behauptet, die Freimaurerei sei direkt aus den Werklogen Englands entsprungen, weil diese wahrhaftig kein Interesse an Fragen über Tugend hatten; vielmehr ist die Loge von 1717 ein Kind des englischen Deismus, was schon Hettner in seiner Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts behauptet hatte (Freimaurerei ist die innere Mission des englischen Deismus). Es wäre sehr wünschenswert, wenn solche Untersuchungen, die den Versuch machen, von innen hinter das Geheimnis zu kommen, noch weiter angestellt würden. Sollte man von der Auffassung des Gottesbegriffes, des Wesens der „religion, in which all men agree“ nicht weiter kommen können? Schade, daß Dilthey nicht Freimaurer war; seine Analyse des Menschen im 16. und 17. Jahrhundert, auf die Königl. Kunst angewendet, hätte unglaubliche Erfolge zeitigen können.

Aufruf einer Reihe angesehener Männer an Eltern, Lehrer und Erzieher. — Unter den mannigfachen seelischen Gefahren, die das gegenwärtige Völkerringen mit sich bringt, sind die verhängnisvollsten diejenigen für das Innenleben der Kinder, denn diese sind am empfänglichsten und am leichtesten beeinflußbar. Wer heute die Kinder beobachtet und ihre auf den Krieg bezüglichen Aussprüche und Briefe verfolgt, die von Eltern und Lehrern veröffentlicht werden, muß für das geistige und sittliche Wohl der künftigen Generation ernste Besorgnisse hegen. Haß, Rachedurst, Verachtung und Schadenfreude gegenüber den feindlichen Nationen und eigener nationaler Hochmut haben eine so erschreckende Ausdehnung gewonnen, daß es an der Zeit ist, das Schweigen hierüber zu brechen und sich ernstlich an alle zu wenden, welche die schwere Verantwortung der Erziehung tragen.

Es ist gewiß auch vom pädagogischen Standpunkte aus nicht zu wünschen, daß man die tiefe Tragik, die im herrschenden Kriege liegt, den Blicken der Kinder entziehe. Das wäre nicht nur praktisch undurchführbar, sondern auch nicht im Interesse der Erziehung. Denn gerade aus dem Anblicke dieser Tragik soll den Kindern einstens der Wille und die Kraft erwachsen, Zustände zu schaffen, welche Kriege mit ihrer Unsumme an Elend und Kulturhemmungen unmöglich machen. Aber mit dem Erfassen dieses tiefen Ernstes haben Haß, Rachsucht, Schadenfreude und all die

anderen niederen Instinkte gar nichts zu tun, die heute vielfach in den Kindern geweckt, gefördert und gesteigert werden.

Deshalb möchten wir allen Erziehern dringend ans Herz legen, abzulassen von allem, was hiezu beiträgt, und nach Kräften im entgegengesetzten Sinne zu wirken. Man bedenke die ungeheure Verantwortung, welche in dieser Hinsicht heute jeder Erzieher hat! Aus den Kindern von heute werden die Staatsbürger Deutschlands und Oesterreich-Ungarns von morgen, die über die Geschicke, das Glück und die Würde ihres Vaterlandes zu entscheiden haben. Wie sollen sich dann die kulturellen Beziehungen zu anderen Staaten gestalten, wenn wir der Jugend den Völkern dieser Staaten gegenüber einen Haß einimpfen, der die Namen von Kulturnationen ersten Ranges als ärgsten Schimpf ansehen läßt. Ein solcher den Kindern aufgedrängter, ihrer eigenen Natur ganz und gar widersprechender Haß läßt sich gewiß nicht örtlich und zeitlich begrenzen, sondern er kann sich in den jungen Menschen festnisten und von den verhängnisvollsten Folgen für die Zukunft werden. Man glaube ja nicht, daß er späterhin vor den verschiedenen Nationen innerhalb des eigenen Vaterlandes Halt machen wird! Wer sich dies vergegenwärtigt, muß einsehen, was das Schüren des nationalen Hasses in Ländern bedeutet, die, wie die verbündeten Reiche, selbst ein Dutzend Nationen in sich schließen. Gerade im Namen eines wohlverstandenen Patriotismus kann also nur auf das Entschiedenste davor gewarnt werden, in die Kinderseelen nationale Gehässigkeit irgendwelcher Art hineinzutragen. Zu leicht wird sonst das Dichterwort zum schauerlichen Ereignis werden: Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los.

Einerseits aus Gründen der künftigen internationalen Kulturarbeit und anderseits um einer richtigen staatsbürgerlichen Erziehung willen muß deshalb von allen Eltern und Lehrern gefordert werden, daß sie weder nationalen Haß noch alle anderen damit in Zusammenhang stehenden niederen Instinkte in den Kindern aufkommen lassen, sondern sie vielmehr schon im Keime ersticken. Man entweihe diese an größten Opfern und an Heroismus im großen und kleinen so reiche Zeit nicht damit, daß man die kindlichen Seelen durch Rachsucht, Gehässigkeit und Schadenfreude andauernd vergiftet! Alle Erzieher mögen dessen eingedenk sein, daß ihre human-seelsorglichen Aufgaben gegenwärtig schwieriger und verantwortungsvoller sind denn je!

An Humanitätsfreunde. Das Siedlungsheim in Charlottenburg, Volksheim, Sophie-Charlotte-Str. 80, leistet im Arbeiterviertel Charlottenburgs gemeinnützige Arbeit auf nachbarschaftlicher Grundlage. Junge, sozial gesinnte Menschen, zum Teil aus studentischen Kreisen, siedeln sich dort an, um in lebendige Fühlung mit der Arbeiterschaft zu treten und persönliche Erfahrungen zu sammeln. Das Heim erfreut sich regen Zuspruches von seiten der Arbeiterschaft, sowohl der Erwachsenen wie der Kinder, und hat in dieser Zeit auf den Gebieten der Jugendfürsorge besonders ernste Aufgaben zu erfüllen.

Der Mangel an Geldmitteln führte zur Versendung eines Aufrufes an die Freunde des Heims, der im Felde folgende Bekräftigung fand:

„Seit Monaten der Heimat fern, erhalte ich in Rußland die Nachricht, daß der Fortbestand des Siedlungsheimes aus drohendem Geldmangel in Frage gestellt ist. Ich habe dazu zu bemerken: Seit Kriegsbeginn wird in Deutschland immer wieder betont, daß wir diesen Krieg nicht so sehr um materieller Güter, als um der Kultur willen führen, um dem deutschen Volke die uneingeschränkte Möglichkeit zu erhalten, den in ihm lebendigen Geist auswirken zu können. Wir wissen, daß vor dem Kriege bei allen Völkern gleich viel oder gleich wenig, wie man es will, ernster Kulturwille vorhanden gewesen ist, und verweisen allem Reden von der plötzlichen Überlegenheit der Intensität unseres Wollens, die der Krieg heraufgeführt haben soll, auf den großen freien Wettkampf der verwirklichenden Taten, der nach diesem Kriege zwischen den Völkern entstehen soll. Dieser erst wird entscheidende Beweiskraft haben.

Nun aber gilt es hier im Falle des Siedlungsheimes diesen Willen schon jetzt, während dort die Kanonen sprechen, zu erweisen. Wie auch unsere Stellung im einzelnen zum Siedlungsheim sein mag, es ist Pflicht einfachster Ritterlichkeit, es zu halten und zu schützen, als eine der wenigen Stellen in Deutschland, wo wahrhaft ernst und tief die neue Gesellschaft, nicht wie so oft theoretisch gewollte Ideale, leibhaftig verwirklicht werden sollen.

Soll es später einmal heißen, daß eine dieser Stätten eingehen mußte, weil in dem großen Deutschland nicht die fehlenden paar hundert Mark aufzubringen waren? Ich fürchte spätere Generationen würden für diese unsere Haltung in großer Zeit wenig Verständnis aufbringen! Und nun keine Scheu und falschen Aesthetizismus! Der Wille zum Schaffen und Weiterbauen ist nach wie vor vorhanden, soll er an dem Fehlen einiger lumpiger hundert Mark verdorren? Dies möge sich jeder selbst beantworten!"

Geldsendungen und Beitrittserklärungen zum Verein Siedlungsheim Charlottenburg E. V. werden erbeten an Frl. Wally Mewius, Leiterin des Siedlungsheimes, Charlottenburg, Sophie-Charlotte-Str. 80. Von dort wird auch Auskunft über die Arbeit erteilt und werden Jahresberichte versandt.

LITERATUR-BERICHTE
DER COMENIUS-GESELLSCHAFT
HERAUSGEGEBEN VON
FERDINAND JAKOB SCHMIDT
VERLAG EUGEN DIEDERICHS IN JENA

VIII. Jahrg. Berlin, im März 1916 Nr. 2

Diese Berichte erscheinen Mitte jeden Monats mit Ausnahme des Juli und August. Sie gehen an größere Volksbibliotheken, Bücherhallen usw.

Zuschriften, Sendungen usw. sind zu richten an die Geschäftsstelle der Comenius-Gesellschaft, Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 55

Unser Heiliger Krieg, von Prof. ERNST BORKOWSKY. Tl. 2. Mit 13 Holzschnitten von Prof. Walter Klemm und 14 Karten. Weimar: Kiepenheuer 1915. XII, 252 S. 8⁰. M 2,50. Geb. M 3,50.

Dieses Buch, dessen 2. Teil mir hier vorliegt, ist ein ganz eigenartiges. Man merkt es dem Verfasser an, daß er ein ebenso guter Dichter als Gelehrter ist. So hat er die Neigung alles vom Individuum aus zu betrachten, was der Arbeit bei aller Objektivität doch eine sehr persönliche Note gibt. Es wirkt auf diese Weise hochinteressant und anschaulich. Herr Prof. B. hat sehr viel gelesen und seine ganze Lektüre in lauter sichere und klare Bilder innerlich umgewandelt. In diese arbeitet er nun die neuesten Erlebnisse hinein und bringt den ganzen Stoff in abgerundeten schönen Federzeichnungen zum Vorschein. Da beschreibt er den Soldaten im Kriege, nicht nur den Kämpfer, sondern auch den Menschen, sein Tagewerk, sein Fühlen, sein Denken, seine Freude über den Brief aus der Heimat, seinen Stolz auf den tüchtigen Führer. Da sehen wir den Kaiser am Werk: nicht eine trockene Erzählung, von dem, was er tut, nicht eine Lobhudelei über das was er leistet, sondern ein lebendiges Bild von dem, wie es in diesem Zentrum, in dem alle Drähte, alle Nerven des Krieges zusammenlaufen, arbeitet. Der Verfasser läßt das Hauptquartier des Cincinatus, des alten Fritz, Napoleons, Kaiser Wilhelms I. vor uns auftauchen; wie anders die Situation, wie anders die Mittel, wie anders die Arbeit. Es folgen die Schilderungen der einzelnen Phasen des Krieges aus der Perspektive des leidenden Bäuerleins, des Soldaten, des Volkswirts, des Technikers. Alles voll Lebendigkeit und Klarheit, die durch die beigegebenen Strichätzungen, Karten, Pläne und Schemata noch gehoben wird. Wir empfehlen das Buch der Comenius-Gemeinde sehr.

Wolfstieg

RUDOLF EUCKEN: Die Träger des deutschen Idealismus. Verlag Ullstein & Co., Berlin 1915. Preis M 1,—.

Noch ehe Rudolf Eucken die Schwelle seines siebzigsten Lebensjahres überschritt, hat er sich erneut in die geheimnisvollen Gänge des

deutschen Idealismus eingegraben, und hat so seinem Volke eine überaus sinnige und geistverklärte Gabe dargereicht, die von allen nachdenklichen Naturen als ein teures „Vademecum“ gewürdigt zu werden verdient. Indem er uns von Meister Eckhart zu Kant und von diesem einerseits zu Fichte, Schelling und Hegel und andererseits zu Schleiermacher und der Romantik führt, öffnet er uns die Brunnenstube des deutschen Geisteslebens und läßt uns daselbst einen Lautertrunk schöpfen aus der Stahlflut des Ewigkeitsstromes. Das Ganze aber läßt er ausklingen in die verheißungsvollen Worte. „Der Idealismus des Gedankens hatte höchste Schätzung für die Tat, ja er wollte das ganze Leben in eine fortlaufende Tat verwandeln; jetzt hat das Geschick das ganze deutsche Volk dazu aufgerufen, einen Idealismus der Tat zu erweisen; es hat einen solchen in Wahrheit erwiesen, es hat dieselbe Gesinnung in lebendige Wirklichkeit umgesetzt, aus der jene Denker unsterbliche Werke schufen. Gehen Idealismus des Gedankens und Idealismus der Tat bei uns zu einem festen Bündnis zusammen, so liegt vor unserem Volke eine herrliche Zukunft, und alles Schwere des gegenwärtigen Kampfes erleichtert sich, wenn er uns zur Pforte einer solchen Zukunft wird.“ Das ist die Gedankenwelt, die sich vor hundert Jahren in Jena auftat, und darum freuen wir uns, daß ihr dort auch heut wieder eine heilige Stätte bereitet ist. Dafür legt auch das vorliegende Büchlein ein rühmliches Zeugnis ab.

Ferdinand Jakob Schmidt

Hie guet Zoler. Fünfhundert Jahre Hohenzollern-Regierung. Von EDWIN EVERS. Eine Jubiläumsschrift. Mit 10 Abbildungen auf bestem Kunstdruckpapier. Berlin-Lichterfelde, Verlag von Edwin Runge 1915. Geh. M 0,50.

Verf., der durch seine Brandenburgisch-preußische Geschichte und seine methodische Arbeiten zum deutschen Unterricht auch in weiteren Kreisen vorteilhaft bekannt ist, schildert hier in höchst fesselnder Form die mühevolle und erfolgreiche Wirksamkeit der Hohenzollern während ihrer fünfhundertjährigen Regierungszeit vom 30. April 1415, an welchem Tage dem Statthalter Friedrich VI. von Kaiser Sigismund Brandenburg als Kurfürstentum übertragen wurde. Die Schrift wird zur patriotischen Erziehung der deutschen Jugend überhaupt, namentlich aber der preußischen, recht viel beitragen. Karl Loeschhorn

Der aufsteigende Halbmond. Von ERNST JÄCKH. Vierte ergänzte Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 1915. Geh. M 3, geb. M 4.

Da das Buch seit einiger Zeit vergriffen ist, erscheint die neue Auflage, die einige, unter dem Eindruck des jetzigen Weltkrieges entstandene, besonders beachtenswerte Aufsätze hinzufügt, sehr dankenswert. Wie schon in der 1908 infolge des jungtürkischen Aufstandes veröffentlichten ersten Bearbeitung vielfach hervorgehoben, wird vom Verfasser nunmehr,

was auch die Geschichte unserer Tage deutlich gezeigt hat, nicht nur die Möglichkeit, sondern sogar die Notwendigkeit eines deutsch-türkischen Bündnisses kraftvoll betont. Karl Loeschhorn

Deutschlands Verletzung der belgischen Neutralität eine sittliche Notwendigkeit. Im Zusammenhang mit allgemeineren Bemerkungen zur Ethik des Kriegs erörtert von DIETRICH HEINRICH KERLER. Ulm: Kerler 1915. 24 S. 8⁰. M 0,50.

Von rein philosophischer Spekulation aus kommt Kerler trotz heftiger Polemik gegen „Treitschkes Macchiavellismus" zu demselben Resultat wie dieser: „Der Staat ist verbunden, wenn es der Angriff des Feindes auf seine geistig-sittliche Lebensarbeit unvermeidlich macht, neutrale Staaten, die sich seinen militärischen Operationen widersetzen, z. B. in der Form, daß sie den Durchmarsch durch ihr Gebiet verweigern, zu vergewaltigen." Das hat nur theoretischen Wert; denn praktisch paßt die Sache auf unsern Fall nicht, weil Belgien seit 1906 kein neutraler Staat mehr war, sondern ein Verbündeter der Franzosen und Engländer. Ob wir das 1914 wußten oder nicht, ist ganz gleichgültig; wir konnten es aus so und so viel Anzeichen vermuten, zuletzt und vornehmlich durch die Ablehnung unseres Durchzugsversuchs. Bewiesen ist es dann später aus den Akten. Theoretisch ist Kerlers Begründung, wenn man sich nicht auf Treitschkes Standpunkt, der der einzig richtige ist, stellen will, einfach Sophistik. Ich bitte Herrn K. mir das harte Wort nicht übel zu nehmen, ich kann das aber des Raumes wegen nicht umschreiben, hier auch nicht näher begründen. Wolfstieg

HORST KOHL. Briefe Bismarcks an Schwester und Schwager Malwine von Arnim, geb. von Bismarck und Oskar von Arnim-Kröchlendorff 1843—1897. Im Auftrage der Frau Gräfin Sibylle von Bismarck, geb. von Arnim herausgegeben. Leipzig. Dietrichsche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher). 1915. XII. u. 171 S., 13 Bildbeilagen und 3 Handschriftendrucke. Geh. M 5, geb. M 6.

Die Briefe, eine vortreffliche Festgabe zum 100. Geburtstage des Eisernen Kanzlers, schildern uns vor allem die liebevolle Herzlichkeit des großen Staatsmannes, die er, wie Luther, trotz allen Drohens und Polterns der Widersacher während seines ganzen großen Lebenswerkes, auch unter den schwersten politischen Kämpfen und den drückendsten Sorgen für die Gewinnung und Erhaltung der deutschen Einheit stets treu bewahrte. Rührend sind besonders die an seine Schwester, die ihm in allen Lebenslagen treu beistand, zumal sie ihm auch geistig ganz nahe verwandt war, gerichteten Schreiben. Den Schwager lernen wir aus den Briefen namentlich als fröhlichen Jugendgenossen und mutigen politischen Mitstreiter des Helden kennen. Karl Loeschhorn

KARL LAMPRECHT: Deutsche Zukunft. — Belgien. Aus den nachgelassenen Schriften. Gotha: F. A. Perthes 1916. 58 S. 8⁰. M 1.

Es geht mir mit diesen beiden Schriften wunderlich: bei aller Hochachtung vor Karl Lamprecht als Forscher, bei aller Anerkennung vieler geistreicher Gedanken und der glühenden Vaterlandsbande, die diese beiden Reden durchziehen — ich kann beim Lesen dieser Worte nicht warm werden. Gewiß die Reden mögen im Rahmen der Aufmachung und der Stimmung im Saale ganz anders geklungen haben, als sie sich lesen; aber sie machen so, wie sie vor uns liegen, einen nicht vollen Eindruck. Warum? Sie deuten mit ihren historischen Rückblicken, mit ihren Geschichts-Konstruktionen nicht die Zeit und führen nicht die Sprache, welche der Erhabenheit des Themas angemessen ist. Sie lassen alle beide nicht die Empfindung des Gewaltigen zurück, in dem wir leben. Mir kam beim Lesen unmittelbar der Gedanke an Heinrich v. Treitschke. Wie redete der in uns hinein, wenn er uns die Zeichen der Zeit deutete! Welcher Schwung in seinen Worten gegenüber dieser nüchternen Prosa! Welche Begeisterung für die Ideen, die er von fern her auf sich zukommen sah und die er in weiter Zukunft wirken zu sehen glaubte! Man stand mitten drin und war hingerissen. Auch Lamprecht beherrscht die Geschichte, übersieht das Walten und Weben der Idee, aber er hat nicht das Temperament, ihrem Schwunge zu folgen. Die Strömungen, denen er uns folgen läßt, sind zu deutlich und zu nüchtern gezeichnet; die Ideen, die er uns zeigt, sprechen nicht zum Herzen, obgleich sie von deutscher Einheit und Freiheit, von dem Wiedergewinnen eines stammverwandten Volkes reden. So wird der Leser dieser Reden den Eindruck schwer verwinden, daß er vielleicht manches gelernt, aber wenig für sein Herz gewonnen hat. Wolfstieg

Die deutsche Not. Erlebnisse und Bekenntnisse von JOHANNES MÜLLER. München: Beck 1906 VI, 301 S. Geb. M 4.

Man kennt den Verfasser als einen Mann voll starken, in ernsten Ringen gewonnenen Glaubens, als einen Mann von feurigem Temperament, dem alles äußere Geschehn zu innerem Erlebnis wird. Diesem Gemütszustand entspringen diese Reden und Aufsätze. Sie wachsen ihm aus dem Innern heraus; nicht er schreibt sie, die Erlebnisse zwingen ihn zu schreiben. Er erzählt selber in der Vorrede, daß er oft wochenlang die Feder ruhen ließ, bis es ihn zwang zu reden zu seinem Volke. Dann sprudelt es aus seiner Seele und er spricht mit Zungen. Dies und das, Trostworte, Richtworte, Erlebnisse, Erzählungen, Gedanken, Betrachtungen. In seiner Rede sitzt Nerv, spiegelt sich Wahrheit und Klarheit. So will das Buch verstanden und gewertet werden. Wolfstieg

Reden über den Krieg. Von JOHANNES MÜLLER. München: Beck 1915. 1916. 8°. Je M 0,50.

4. Der Tod fürs Vaterland und die Hinterbliebenen. 1915. 48 S.
5. Der Krieg als religiöses Erlebnis. 1916. 39 S.

Über diese Reden läßt sich nur dasselbe sagen, wie über die vorhergehenden. Alles anregend, aber solche Gedanken, wie sie hier in „Der Tod und das Leben", das „Reifen auf dem Schlachtfeld", „Neues Leben" ausgeführt sind, haften für lange Zeit. Wolfstieg

Der Krieg und seine angeblichen Wohltaten. Von J. NOVICOW. Autor. Übersetzung von Dr. Alfred H. Fried. 2. verb. Aufl. Zürich: Orell Füßli 1915. 128 S. 8°. M 1,20.

Diese unglücklichen Pazifizisten. Sie sehen nicht, sie hören nicht, sie erleben nicht, aber sie schreiben, schreiben, schreiben. Was soll man dagegen tun? Die Sache über sich ergehen lassen. Immer dasselbe. Hier ist das Werk eines russischen Jüngers der Friedensidee. Auch dasselbe. Das Buch beginnt: Der Krieg besitzt eine Menge überzeugter Anhänger . . . Falsch! Ich glaube, es gibt in der ganzen Welt keinen einzigen überzeugten Anhänger des Krieges unter denen, die noch eine Spur von sittlicher Idee und Gewissen haben. Aber es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Nichts kann für ein gesittetes Individuum und für eine gesittete Nation höher stehen und größeren Wert haben, als die Persönlichkeit. Was soll man denn dagegen machen, wenn diese angetastet wird, wenn es einem einzelnen oder einem fremden Volke gefällt diese zu vernichten? Wo ist denn da der Richter zwischen uns. Das aber ist das Tragische zwischen zwei ernsthaft über sittliche Werte miteinander Streitenden, daß sie beide recht haben, daß sie beide nicht zurück können, ohne sich selber aufzugeben. Das ist doch nicht zu ändern. Gewiß: Der Krieg ist schrecklich, ist des Himmels Plage, doch ist er gut, ist ein Geschenk wie sie. Kriege sind immer große Zeiten, die hohe Werte, vor allem sittliches Selbstbesinnen hervorbringen. Was Herr Novicow dagegen vorbringt, redet ja immer an der Sache vorbei. Wie oft hat man das nun schon gelesen, was er da vorbringt. Wer Lust hat, lese das hier noch einmal. Wolfstieg

Rußlands Feindschaft gegen die Volksbildung und ihre Wirkungen auf Staat, Volk und Kultur. Von Dr. ERNST SCHULTZE. Leipzig: Dürr 1916. 150 S. 8°. M 2,50.

In diesem sehr flott geschriebenen interessanten Buch erzählt der rührige Ernst Schultze-Großborstel, welche ungeheuren Hemmungen in Rußland für die Verbreitung von Volksbildung vorhanden sind und welche Ergebnisse der niedrige Bildungsstand fast aller Schichten der Bevölkerung in jenem Lande gerade jetzt für den Weltkrieg daraus entspringen läßt. Un-

kenntnis und Aberglaube schlimmster Art herrschen fast überall und machen sich jetzt erschreckend geltend. Der Soldat, Offizier und die Mannschaften wissen nichts und begehen schon darum die größten Torheiten. Schuld ist im wesentlichen die orthodoxe Geistlichkeit. Der Verf. weist im einzelnen historisch nach, welche Anläufe gemacht wurden, diesen Zustand zu bessern, und welche Gründe vorhanden waren, alle diese Anfänge immer wieder verkümmern zu lassen. Gewöhnlich mußten die Personen für ihren tätigen Idealismus schwer büßen. Zuletzt half sich das Volk selbst, und in der letzten Zeit ist tatsächlich manches geschehen, um den geradezu grauenhaften Bildungsverhältnissen in Rußland etwas abzuhelfen. Referent hörte vor einigen Jahren von einem russischen Oberlehrer, von einigen Kollegen (Bibliothekaren) und Schülerinnen Schilderungen von den Zuständen an Universitäten, Schulen und Bibliotheken in dem Lande unseres Nachbars und Feindes, die man geradezu für unmöglich halten sollte; jetzt bestätigt das Ernst Schultze nach den besten ihm zugänglichen Quellen. Nun versteht man nach der Lektüre des Buches erst die inneren Gründe der fortwährenden Niederlagen dieses Volkes. Es sind eben nicht nur politische und militärische Ursachen, die dieses Volkes Stoßkraft hemmen, sondern persönliche. Der Schulmeister und das Buch haben keine Bewegungsfreiheit und darum keinen Einfluß. Uns solls recht sein, aber die Menschlichkeit in uns fühlt sich einfach beleidigt. Wolfstieg

Ewiges Leben? Von REINHOLD SEEBERG. Leipzig, Verlag der A. Deichertschen Buchhandlung (Werner Scholl) 1915. VIII u. 107 S. M 2,25; geb. M 2,75.

Die durchaus gemeinverständliche und auf tiefer religiöser, den Anschauungen der Comenius-Gesellschaft verwandter Grundlage beruhende Schrift wird namentlich in der gegenwärtigen Kriegszeit, der schon so viele unserer Väter, Söhne und Brüder zum Opfer gefallen sind, als herzerhebende Trostschrift warm gewürdigt und gleich der ersten sehr viel gelesen werden. Verf. behandelt in 24 Abschnitten, von denen dem Berichterstatter als die bedeutendsten Nr. 3 „Das geistige Ich und die materialistische Seelenlehre“, Nr. 4 „Fortexistenz und Fortleben“, Nr. 8 „Das geistige Leben“, Nr. 10 „Ewiges geistiges Leben, Seligkeit“, Nr. 14 „Das jüngste Gericht im Neuen Testament“ und Nr. 20 „Das Wiedersehen“ erschienen sind, die Frage nach dem ewigen Leben vom philosophischen, biblischen und religiösen Standpunkt aus mit großer Gründlichkeit und überzeugender Kraft. Dabei entwickelt er manche neuen tiefen Gedanken, aus denen er mit Geschick Folgerungen für das praktische und religiöse Leben zieht. Karl Loeschhorn

Wiedergeburt. Deutsche Sonette aus Italien von ROBERT SOMMER. Gießen 1915. Hof- und Universitäts-Druckerei Otto Kindt.

Die „Italienischen Sonette“ des berühmten und feinsinnigen Gießener Gelehrten der Nervenheilkunde, Geh. Rates Prof. Dr. Robert Sommer,

sind formvollendete Dichtungen. Sommer hat sich mit dem „Renaissance-Problem“, insbesondere mit der Florentiner Renaissance, schon seit langem eingehend beschäftigt. Es ist ihm ein „Regenerations-Problem“. In einem sehr anziehenden und höchst geistreichen Vortrage „Renaissance und Regeneration“ hat er schon 1912 das „Renaissancephänomen“, d. h. das Auftreten einer außerordentlich großen Zahl ausgeprägt befähigter Menschen innerhalb der kurzen Zeit der Mitte des 13. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts, die in Toskana, insbesondere in Florenz, geboren sind, so daß das „Renaissancephänomen“ also einen „ausgeprägt territorialen, fast inselförmigen Typus zeigt“, auf genealogischem Wege erklärt. Das Fundament, auf dem sich die ganze weitere Entwickelung von Florenz vollzieht, ist nach Sommers Meinung der alte Kriegeradel, der sich durch das Vorhandensein mächtiger Einzelpersönlichkeiten auszeichnet. Neben diesen „kampfgewohnten Geschlechtern“ entwickelte sich ein „tätiger Bürgeradel“ auf dem Mutterboden des Handwerks. Dieser Bürgeradel war aus schweren Kämpfen des Handwerks mit dem alten Kriegeradel hervorgegangen. Durch die Kreuzung jener beiden Gruppen oder besser: Bevölkerungsschichten, indem die weiblichen Nachkommen des neuen Bürgeradels in den alten Kriegeradel hineinheirateten, und umgekehrt, ist dasjenige hervorgegangen, was „Renaissance im biologischen Sinne“ zu nennen ist. In der Toskanisch-Florentinischen „Renaissance“ nimmt man nun nicht nur eine „Hochflut von geistigen Leistungen“, sondern auch „traurige Erscheinungen im sittlichen Gebiete“ wahr. „Die Talententwickelung zeigt eine Kehrseite von moralischer Entartung.“ Sommer untersuchte damals in seinem Vortrage, zum Schlusse, die Frage, ob diese beiden Erscheinungen notwendigerweise miteinander verknüpft seien, mit anderen Worten, ob eine „Talentzüchtung“ notwendig auch gleichzeitig ein Auftreten moralisch und ethisch mangelhafter Persönlichkeiten zur Folge haben müsse. Er beantwortete sie dahin, daß in jener Zeit eine Ausartung der einseitig auf die Durchsetzung der eigenen Persönlichkeit gerichteten Bestrebung der älteren Aristokratieform von Florenz vorgelegen habe, eine Fortdauer derjenigen „rücksichtslosen Erobererpolitik“, die in dem besonderen Falle lediglich auf geschichtlichen Gründen beruht habe. Es ist also die „Verbindung von höheren Talenten mit moralischer Entartung“ durchaus nicht eine notwendige Verbindung, sondern es ist vom Standpunkte der Regenerationslehre aus vielmehr denkbar, daß sich eine auf körperliche Tüchtigkeit, Mut und Standhaftigkeit gerichtete Bewegung mit Talentzüchtung durch Auslese bei den Heiraten in einer Reihe von Geschlechtsfolgen verbindet, ohne daß alsdann eine derartige moralische Perversion zu erwarten wäre. Und die Aufgabe der Zukunft besteht darin, durch eine freiwillige Auslese der körperlich und geistig Tüchtigen, die durch die Gesetzgebung und die sozialen Einrichtungen erleichtert werden muß, eine Entwicklung des ganzen Volkes in der Richtung der Regeneration hervorzubringen. Das waren damals in seinem erwähnten Vortrage die Sommerschen Gedankengänge!

Im Zusammenhange mit dem „Regenerations-Problem“ steht in den Sonetten die Darstellung der Renaissance-Persönlich-

keiten im Vordergrunde. Leonardo da Vinci, Michelangelo, Boccaccio, Macchiavelli, Aretino, Cesare Borgia, Savonarola, Giordano Bruno usw. sind einzelne Sonette gewidmet. Die ganze italienische Renaissance steigt vor dem geistigen Auge auf! —

Der Druck der Sonette war Anfang August 1914, bei Ausbruch des großen gegenwärtigen Krieges, in Vorbereitung, und als der Verfasser sie, nach fast einjährigem Warten, endlich trotzdem herausgeben wollte, da kam „der große Verrat am deutschen Geiste, die italienische Kriegserklärung“ gegen die Bundesgenossen Deutschlands. Die „bösen Geister der Renaissance“, die Macchiavelli, Cesare Borgia, Pietro Aretino, die „Verräter der Florentiner Größe“, die „Marktschreier“ (Sonett Nr. 7) waren wieder lebendig geworden, in Salandra, Gabriele d'Annunzio usw. waren die alten „bekannten Typen aus dem wilden Taumel der italienischen Renaissance“ wieder in das Leben getreten — und des Italienreisenden Sommer Sonette hatten eine Zeitgemäßheit und Gegenständlichkeit gewonnen, die den mit Auge und Herz sehenden Dichter zugleich als einen Seher enthüllen. „Auf die italienische Renaissance soll die deutsche Wiedergeburt folgen.“ So schließt der Verfasser sein „Nachwort“ und gibt damit gleichzeitig den Schlüssel zum Titel, den er für seine Sammlung gewählt hat. Dr. Stephan Kekule von Stradonitz

Die Bevölkerungstheorien der letzten Jahre. Ein Beitrag zum Problem des Geburtenrückganges. Von OSKAR WINGEN. Stuttgart und Berlin: Cotta 1915. XII, 205 S. 8°. M 5. (Münchener Volkswirtschaftliche Studien, hrsg. von Brentano & Lotz, Stück 136.)

Das Werk ist uns zugesandt. Es ist eine sehr kritische Arbeit mit vielen Statistiken und wissenschaftlich wertvoll; aber wir können das an sich hochbedeutende Thema hier nicht anschneiden, weil es unseren geistesgeschichtlichen und pädagogischen Interessen zu fern liegt. Wir bedauern das sehr, da das Buch eine eingehende Würdigung und Besprechung wirklich sehr verdiente. Wer von unseren Lesern und Mitgliedern Interesse an der Frage hat, gehe an dem Buche ja nicht vorüber. Wolfstieg

Internationale Anarchie oder Verfassung? Von F. v. WRANGEL. Zürich: Orell Füßli 1915. 37 S. 8°. M 0,80.

Herr v. W. weist hier auf Mittel und Wege hin, wie dem Ringen der Staaten um Macht und Ansehen — besser gesagt, um Persönlichkeit — ein Ende bereitet werden könnte, ohne daß die freie Entwicklung großer Völkermassen in gefahrbringender Weise gestört werden müßte. Also eine andere, freilich bestimmtere Form des Pazifizismus. Wer Lust hat, dauernd im Hotel Europa statt in seiner eigenen Villa zu wohnen, mag sich die Vorschläge überlegen. Wolfstieg

Gesamtvorstand der Comenius-Gesellschaft

Bedingungen der Mitgliedschaft

1. Die **Stifter** (Jahresbeitrag 10 M) erhalten die beiden Monatsschriften der C. G. Durch einmalige Zahlung von 100 M werden die Stifterrechte von Personen auf Lebenszeit erworben.
2. Die **Teilnehmer** (6 M) erhalten nur die **Monatshefte** für Kultur und Geistesleben.
3. Die **Abteilungs-Mitglieder** (4 M) erhalten nur die **Monatshefte** für Volkserziehung.

Körperschaften können nur Stifterrechte erwerben.
Sie haben ein Eintrittsgeld von 10 M zu zahlen.

Die **Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistesleben** (jährlich 5 Hefte) haben die Aufgabe, die geistigen Strömungen der Gegenwart unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung zu behandeln.

Die **Monatshefte der C. G. für Volkserziehung** (jährlich 5 Hefte) haben die Aufgabe, praktische Volkserziehungsarbeit zu fördern und über die Fortschritte auf diesem Gebiete zu berichten.